

Hamburgisches

S a g a z i n ,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen
Wissenschaften überhaupt.



Des siebzehnten Bandes fünftes Stück.

Mit Königl. Pohn. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heincr. Holle.

1756.

Sammlung

Wiederholungen

1800

Verzeichnis

aus dem

Verzeichnis der in der

Verzeichnis



Der

der

der

der

1800



I.

Erklärung einer Medaille,

die in

**Siberien in einem Tempel der Ungläubigen
ist gefunden worden,**

woraus man ihre Gesinnungen

von der

Gottheit und ihre heil. Sprache

entdecken kann.

Aus dem Journal Etranger vom Monat März 1755

übersetzt.



Man hat unter die Vortheile des Frie-
dens niemals den Nutzen gerechnet,
den ein Staat aus der Ruhe und
überflüssigen Zeit so vieler Officiere
haben kann, die größtentheils von solcher Geburt sind,

daß man die beste Erziehung bey ihnen voraus setzen darf; die nicht nur zu den Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes abgehärtet sind, sondern auch zu tausend andern Arten von Unternehmungen, Sorgen und Reisen, wodurch sie ihre natürliche Geschicklichkeit erhöhen, und ihre Erkenntnisse erweitern; die eben deswegen geschickt sind, sie ganz besonders anzuwenden, und oft gezwungen werden, sie glücklich zu gebrauchen, damit sie bey der Ruhe der Waffen der Unthätigkeit und der Langenweile entgehen mögen. Wie viel Beyspiele könnte ich nicht anführen, die diese Betrachtung in ein helleres Licht setzen? Allein, ich will nur jetzt bey dem Lobe stehen bleiben, das ich dem Herrn Baron von Grante, Colonelcapitän bey dem Regimente de Lalli, wegen der neuen Erläuterungen, womit er die Religion und die Wissenschaften bereichert hat, schuldig zu seyn glaube. Was für eine Bahn hat er uns nicht bey Gelegenheit eines schlechten irdenen Schaustückes eröffnet. Ich will den Leser nicht zu zeitig in das Vergnügen und die Verwunderung setzen, welche er selbst über seine Entdeckung empfinden wird. Es wird genug seyn, wenn ich anmerke, daß, da die Sprache, aus welcher er alle seine Beweise nimmt, noch die Sprache eines ganzen Volkes ist, nicht der geringste Grund eines Einwurfs wider seine Zeugnisse übrig bleibt, die jeder Soldate von seinem Regimente für unächt erklären könnte. Die Abhandlung, die er mir mittheilet, ist in Form eines Briefes an den Herrn von Lisle, königl. Astronomus und Geographus des Seewesens, auch Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, gerichtet.

Strahlenberg, der eine Copie von dieser Medaille auf der fünften Tabelle seiner historischen und geographischen Beschreibung von Siberien giebt, sagt uns, sie sey zugleich mit alten Handschriften in einer Capelle, die nahe an dem Flusse Kemtschyk liegt, der sich in den Fluß Jenisci, nahe bey seiner Quelle ergießt, gefunden worden *. Er erzählt, sie sey von gebrannter Erde; man finde eine große Anzahl derselben in den Gräbern dieser Gegend; daß der Dalai-Lama, oder der Oberpriester des Tibet, eben solche Schaustücke den Calmücken und Mungaln austheile, die sie an ihrem Halse tragen, oder an diejenigeu Orten ihrer Häuser und Tempel legen, wo sie ihr Gebeth verrichten **. Er setzet hinzu, die Charactere, die man auf derselben sieht, gleichen den tangutischen Characteren, das Bild aber dem Göken Pussa bey den Tangutiern, und dem Göken Kaca bey den Brachmanen. Dieses bringet ihn auf die Gedanken, daß er glaubet, diese Medaille sey aus Indien nach Siberien gekommen. Da er sich aber über den Ursprung dieses Denkmaales und über die Secte der Ungläubigen, der es zuzuschreiben ist, nicht genau erkläret hat; so hat der Herr Baron von Grante etliche allgemeine Betrachtungen angestellet, und erwartet unterdessen eine ähnliche Medaille, oder andere Entdeckungen, daraus er mehr Licht schöpfen kann. Da aber die siberische Münze im Original in dem Kaiserl. Cabinette zu Petersburg zu finden ist, so hat er geglaubt, daß der Herr von Lise, weil er sich so lange

Ff 3

in

* 409 Seite.

** Ebendaselbst auf der 97 Seite der Einleitung.

in Rußland aufgehalten hat, einige Nachricht davon haben könnte; und in dieser Hoffnung hat er ihm seine Gedanken mitgetheilet.

Das Bild, welches auf die eine Seite der Münze gegraben ist, und einen Gözen einer ungläubigen Secte vorstellet, theilet sich gegen das oberste Ende in drey menschliche Figuren ab, und endiget sich in eine einzige menschliche Figur gegen das unterste Ende. Dieser Göze hat die Füße kreuzweis übereinander gelegt, und scheint auf einem erhabenen Taburet zu sitzen, nach Art der morgenländischen Könige. Ein Bogen, der gegen den Taburet gelegt ist, zeigt gleichfalls die königliche und höchste Gewalt an. Aber alles ist hier wahrscheinlicher Weise mystisch und dunkel. Dieser Taburet kann eine Urne oder einen Schöpfbrunnen vorstellen, und anzeigen, daß die Gottheit durch ihre eigene Macht unterstützt, und eingeschlossen in sich selbst, einig und auch dreieinig, über den Nichts gesetzt hat, in der Mitte des Abgrundes sitzt. Dieses ist der Hauptbegriff, den diese Abgötter scheinen von dem Wesen zu haben, das sie anbethen, und dem sie, nach der Aufschrift der Medaille, den Namen Dia geben.

Sie unterscheiden auch die drey Personen, aus welchen sie ihn zusammengesetzt halten, durch Eigenschaften, die sich für eine jede schicken, in der Schöpfung und Erhaltung der Welt. Eine von den drey Personen steht auf dem Bilde voran, sie ist größer und stärker, als die andern; sie hat ein männlicher Ansehen, ein älteres Gesicht, einen größern Kopf, der etwas höher und mit einer großen Mütze bedeckt ist, die zwo oder drey Abtheilungen hat.

Der

Der untere Theil, wo sich das dreyfache Bild endiget, scheint der fortgesetzte Leib dieser Person zu seyn, deren Arme mit Armbändern gezieret, und kreuzweis über einander geleyet sind. Sie hat eine nachdenkende Mine, und zeiget sich nicht ganz, gleichsam, als wenn sie die Person, die ihr zur Linken ist, betrachtete; sie wendet aber die Augen nichts desto weniger gegen die, die ihr zur Rechten ist, mit einer Art von Gesichtszügen, als wenn sie reden wollte.

Die Person zur Rechten hat ein weit jüngeres und munteres Ansehen, als die zwei andern. Ihr Haupt ist mit einer kleinen runden Mütze bedeckt; sie hält beyde Arme, die mit Armbändern gezieret sind, nach einer Seite. In ihrer rechten Hand, die etwas höher ist, hat sie ein flammendes Herz, ohne allen Zweifel, um den Sterblichen ihre Liebe anzuzeigen. In ihrer linken hält sie einen niederhangenden Scepter, nach der Art eines wachsamem Commendanten, der über die Unternehmungen, die ihm aufgetragen worden sind, nachdenket.

Die Person zur Linken sieht älter und nachdenkender aus, als diese letztere. Ihr Kopf ist eben so, wie die vorige, und auch mit einer kleinen runden Mütze bedeckt; sie strecket ihre beyden mit Armbändern gezierte Arme, wie die vorige nach einer Seite aus, nämlich nach der rechten der ganzen Figur. In ihrer rechten Hand zeiget sie eine Art von Spiegel, ohne Zweifel anzuzeigen, daß sie das, was in dem Herzen der Menschen vorgehe, entdecke. In ihrer Linken hält sie einen Stengel mit Blättern und Blumen. Der Herr von Grante hat anfänglich geglaubt, hier den Lotos zu entdecken, der in der

griechischen und ägyptischen Mythologie so berühmt ist; allein es scheint, daß diese Ungläubigen nichts aus dieser Fabellehre entlehnet haben, sondern daß sie weit mehr mit unsern Begriffen übereinkommen. Es ist eine Lilie, die sich in ihrer vollen Blüthe ausbreitet. Es würde überflüssig seyn, wenn ich jetzt sagte, daß dieses das wahre Sinnbild der Majestät, der Freundlichkeit, der Aufrichtigkeit und des Schutzes ist. Sie ist auch in der That herauswärts niedergebogen, um die Menschen einzuladen, und ihnen eine gute Aufnahme zu versprechen.

Man entdecket aus dem Ansehen und der Stellung dieser drey Personen sehr leicht, daß die Ungläubigen in ihnen eine Art vom Ausgange aus einander, und vom Vorzuge unterscheiden. Die, die den vornehmsten Platz einnimmt, und aus der die andern gleichsam entstehen, ist wie der Vater und das Haupt, und folglich wie der Schöpfer aller Dinge vorgestellt. Die Person zur Rechten, die nach der Gewohnheit aller Länder, die Perser nur ausgenommen, die oberste Stelle einnimmt, und in der Gesichtsbildung der ersten in der Mitten, die die Augen auf sie richtet, und mit ihr zu reden scheint, am nächsten kömmt, scheint von der ersten am meisten geliebet zu werden, und also die andere Person der Dreyeinigkeit zu seyn. Was ihre Eigenschaften anbelanget, so brennet sie für Liebe zu den Menschen, und wird zu gleicher Zeit als die Befehlshaberinn und ganze Stärke der Dreyeinigkeit vorgestellt. Die Person zur Linken scheint also die dritte zu seyn. Ihre Sinnbilder erklären ihre Eigenschaften. Sie soll sorg-

sorgfältig auf das Betragen der Menschen Acht haben, sie soll sie mit vieler Freundlichkeit bitten in ihren Pflichten zu bleiben, und mit einem Vertrauen zu ihr zurück zu kommen, wenn sie sich von denselben entfernt haben. Man kann sie als die Vorsehung betrachten.

Die erste Person, zufrieden, daß sie alles erschaffen hat, ist nunmehr in Ruhe, legt die Hände übereinander, und überläßt alles den zwei übrigen. Unterdessen bezeichnen doch ihre erhabene Stellung, ihre starke Gestalt, ihr vornehmster Platz, ihr mit einer großen Mühe gekröntes Haupt, ihr geschäftiges und nachdenkendes Gesicht einen gewissen vorzüglichen Grad von Weisheit und Rathschlägen an ihr, die sich über die zwei andern ausbreiten muß; doch ohne sie etwann zu zwingen. Denn ihre symbolischen Zeichen geben eine unumschränkte Gewalt zu erkennen. Es scheint also, daß die Götzendiener, bey denen diese Medaille eine heilige Medaille ist, eine Gottheit erkennen, die in drey Personen besteht, die unter sich selbst gleich sind; jede von einer unendlichen Weisheit und Macht; doch aber verschieden in Ansehung des Vorzugs, des Verhältnisses und des Ausgehens aus einander, alle drey von Natur gütig, und in einen Geist auf das genaueste verbunden, ein einziges Wesen, unendlich weise und mächtig, Schöpfer und Regierer aller Dinge.

Erklärung der Aufschrift.

In dem übrigen Theile dieses Aufsatzes redet der Herr Baron von Grante selbst.

1. Auf der andern Seite der Medaille ist eine Aufschrift gegraben, die Strahlenberg nicht hat erklären können. Er sagt: Bourdelot und andere Kenner der Alterthümer, die ähnliche Münzen hätten erklären wollen, hielten die Charactere für tangutische. Ich habe diese Erklärungen nicht gesehen; da ich aber die Aufschrift der siberischen Münze betrachtete, so rührte mich gleich anfangs die Aehnlichkeit ihrer Charactere mit den unsrigen, deren wir uns bedienen, um in der Sprache unsers Landes zu schreiben. Ich sahe da nicht nur Buchstaben, die mir bekannt waren, sondern auch Wörter, davon ich den Verstand leichte fand. Die Aehnlichkeit der verborgenen Zeichen, und der Abkürzungen, die auf derselben, so wie in allen unsern Schriften, sehr häufig vorkommen, gab sich bald zu erkennen. Ich wendete also mehr Sorgfalt und Fleiß darauf, und endlich erkannte ich meine Sprache in aller ihrer Reinigkeit, und fand den Sinn dieser Aufschrift. Nachdem ich die Wörter nach den Buchstaben und dem Werthe der verborgenen Zeichen, der in meinem Vaterlande festgesetzt ist, wieder hergestellt hatte, schrieb ich alles in irrländischer Sprache auf, und fand die Aufschrift so, wie sie auf der andern Platte zu sehen ist. Ich habe sie ins Latein übersetzt, weil ich glaube, daß man durch diese Sprache den Sinn von Wort zu Wort am besten ausdrücken kann.

2. Die vollkommene Uebereinstimmung aller Theile von dieser Aufschrift mit unsern Schriften, läßt nicht den geringsten Zweifel übrig, daß die heilige Sprache der abgöttischen Secte, der diese Medaille zugehöret, nicht die gemeine Sprache sey, die wir

wir in Irroland seit so vielen Jahrhunderten reden. Man wird sich noch mehr durch folgende Anmerkungen davon überzeugen.

3. Dia ist der Name, welchen wir in Irroland beständig dem höchsten Wesen gegeben haben, und noch geben. Dieses Wort wird decliniret, und heißt im Genitivo De. Diesen Genitiv findet man in der Aufschrift der Medaille, und er hat da eben die Bedeutung und den Nachdruck, den er bey uns hat; daher kann man leicht schließen, daß diese abgöttische Secte, oder der Oberpriester derselben, der die Aufschrift gemacht hat, und der den Genitiv De kannte, auch den Nominativ Dia gleich uns, gekannt hat, welcher folglich bey diesen Abgöttern, so wie bey uns, der Name des höchsten Wesens ist.

Ohne die Aufschrift würde es sehr schwer seyn, diese Kenntniß zu behaupten; denn ich erinnere mich nicht, daß jemals ein Geschichtschreiber, der von den Religionen der Abgötter gehandelt hat, das Wort Dia erwähnt. Dieses ist ein Beweis, daß diese Völker das Wort nur selten, und mit vieler Verehrung aussprechen; oder daß es ihnen vielleicht nicht erlaubt ist, in Gegenwart der Ausländer es laut zu sagen.

Der Name Dia hat auch in der That die heiligste und nachdrücklichste Bedeutung. Er besteht aus dem bejahenden Worte Do, und den fünf Vocalen u, o, i, e, a. Diese Vocalen sind nicht allein die Elemente der irrländischen Sprache, sondern auch so viel verschiedene Namen von Gott, ja, so verschieden sie unter einander können verbunden werden, so viel formiren sie auch Benennungen von Gott. Der Na-

me, der aus einem einzigen Vocale besteht, zeigt zwar nur die Personalität oder Selbstständigkeit an, nämlich das, was das Innere anbelangt; allein dieser philosophische Begriff ist deutlicher aufgekläret durch die Vereinigung der fünf Vocale, die mit dem bejahenden Worte Do, welches hier einen stärkern Ton verursachen soll, ein zusammengesetztes Wort formiren, Do - u, o, i, e, a. u. s. w. und man weiß, daß aus diesem Worte, oder aus diesem Stamme nach den Regeln, die in unserer Sprache bey Zusammensetzung der Wörter beobachtet werden, das Wort Dia wird; ein Wort, welches in zween Tönen den Affirmativ, den Vocativ, den Nominativ, und den Genitiv anzeigt, das einen Begriff von dem höchsten Wesen giebt, der mit seinen innerlichen und äußerlichen Eigenschaften überein kömmt, und das folglich Gott so vorstelllet, wie er als Gott erkannt wird.

Certissime tu, o refugium, bonum, summum, Pater, Domine noster! Creaturarum, mundi Dominus! Esse Creator. Ens a se. Ille, qui est. Ego sum qui sum; Ego.

Alle diese Begriffe liegen sehr deutlich in dem Worte Dia. Wenn man also diesen Namen mit einer Kenntniß seiner Herleitung ausspricht, so drücken diese Töne, die wir hervorbringen, ein Bild in unsere Seele, das alle diese angeführten Eigenschaften besitzt. Es ist unserer Sprache eigen, daß sie lauter viel bedeutende Wörter hat, und alle ihre Töne sehr geschickt sind, die Züge und Bilder der Natur vorzustellen. Die Abgötter, die sie verstehen, müssen nothwendig eine richtige Kenntniß von dem höchsten Wesen haben, weil sie es Dia nennen.

4. Strahlenberg berichtet uns, daß die Tartarn, Sakutchi, welche Abgötter sind, und die zahlreichste Nation in Siberien ausmachen, einen einigen unsichtbaren Gott unter den drey verschiedenen Benennungen verehren:

Ar-teugon, Schugo-teugon, Tangara.

Es sind dieses drey irländische Wörter, und sehr nachdrückliche Namen in Absicht auf die drey Personen in der Dreyeinigkeit.

Ar-teugon.

Ar ist hier ein Zahlwort, und bezieht sich auf mehrere, die einander gleich sind. Es ist eine Abänderung von Fear, welches einen Mann in unserer Sprache bedeutet, und mit dem lateinischen Worte Vir überein kommt. Fear kommt von Fearr her, der Beste; und bedeutet, daß der Mensch das beste und vornehmste Wesen auf dem Erdboden ist. Wenn man also von den einfachsten und bekanntesten anfängt, so sieht man den Begriff von Gott ein, wenn man ihn Fear, das allervollkommenste Wesen in der ganzen Welt nennet. Um aber die Vergleichung aufzuheben, und den Verstand gänzlich von dem Begriffe eines Menschen abzuziehen, so ist ein Beywort hinzugesetzt, welches die vornehmste Eigenschaft von Gott bezeichnet; wie hier teugon, welches in unserer Sprache die dritte Person von dem lateinischen Worte dare ist. Es bedeutet also das Wort Ar-teugon auf eine natürliche Art: einen Mann, der giebt, (Vir qui dat,) in dem erhabenen und theologischen Ausdrucke heißt es: der Schöpfer aller Dinge, creator rerum omnium. Es ist also gewiß, daß durch
die

462 Erklärung einer heidnischen

die Benennung Ar-teugon, die Abgötter die erste Person der Dreyeinigkeit verstehen. Dieses kömmt mit demjenigen überein, was wir von der vornehmsten Person auf dem Bilde der Medaille gesagt haben.

Schugo-teugon.

Sein Stammwort ist Scogodh-teugon; es ist der Krieg, den er giebt. In dem erhabenen Ausdrucke bedeutet es den Gott der Heerschaaren. Dieser Titel bezieht sich auf die Person, die zur Rechten steht, und einen Scepter hat: nach unsern Gedanken muß sie die andere Person der Dreyeinigkeit seyn, die Macht des Vaters, der Richter und Herr der Welt, von dem man allezeit geglaubet hat, daß er einst der Hölle und der verderbten Welt Krieg ankündigen werde.

Tangara

Ist ein zusammengesetztes Wort aus Tang radh, und bedeutet: est amor eorum, die Liebe der zwey schon genannten Personen, Ar-teugon, Schugo-teugon. Diese Benennung kömmt der dritten Person der Dreyeinigkeit zu, und muß sich auf die beziehen, die zur Linken auf dem Bilde steht, und die nach denen ihr beygelegten Zeichen bemüht ist, die Sterblichen in den Wegen Gottes zu führen.

5. Ich habe schon angemerket, daß Ar in Ar-teugon ein Zahlwort ist, und sich auf mehrere bezieht, die einander gleich sind; man kann auch wirklich Ar-schugo-teugon, Ar-tangara sagen, und dieses zeigt an, daß eben diese Abgötter glauben, diese drey Personen sind einander gleich, und eine je-

de Gott. Wenn sie das Wort Ar vor den andern Personen nicht wiederholen, so geschieht es, um den Nachdruck und die Zärtlichkeit der Sprache zu behaupten. Es folget also, daß Ar-teugon ein anderes Wesen vor sich in der Ordnung der Zahlen hat; nämlich Fear, Vir, wegen der Vortrefflichkeit, obgleich von eben der Natur und eben der Gleichheit*.

Die Jakuthi haben also eine rechte Kenntniß von Gott, unus et trinus, und die Namen, welche sie den drey Personen der Dreyeinigkeit geben, kommen allzu vollkommen mit den symbolischen Zeichen, die sie auf der Medaille unterscheiden, überein, als daß diese Uebereinstimmung von ohngefähr kommen sollte. Es ist also kein Zweifel, daß die Gedanken von der Einigkeit und Dreyeinigkeit, die den Tartarn Jakuthi, und dem Oberhaupte der Secte, die diese Münze hat schlagen lassen, gemein sind, nicht aus einer einzigen Quelle sollten entstanden seyn.

Bev diesen Untersuchungen habe ich einen Theil meiner Aufmerksamkeit besonders darauf gerichtet, um einige Gedanken der Abgötter zu entdecken, die die Zukunft des Heilandes bezeichnen; allein ich habe nicht die geringste Spur davon entdeckt; alles zeichnet hier das entfernteste Alterthum an, und eine Schreibart, die der Schreibart des Evangelii ganz und gar fremde ist. Kein Zeichen in dem Bilde, kein Beywort in den Benennungen der Jakuthi bezieht sich etwann darauf. Diese Abgötter stellen vielmehr auf beyden Seiten die andere Person in Waffen

* Gleich als wenn man sagte: Deus; alter creator, alter armorum, alter amor ab utroque procedens.

464 Erklärung einer heidnischen

fen und gleichsam bereit zum Streite vor: welches anzudeuten scheint, daß sie zwar von seiner Unternehmung Nachricht gehabt haben, aber doch von seiner Ankunft und von seinem Triumphe nicht unterrichtet, zum wenigsten nicht überzeugt gewesen sind. Unter dessen fangen doch die christlichen Missionarien ihren Unterricht bey diesem Puncte in allen den Ländern, wo sie unterrichten, an. Der Mangel der Schreibart und der Kenntnisse bey diesen Abgöttern, giebt also deutlich zu erkennen, daß die Nachricht, die sie scheinen von einer zukünftigen Menschwerdung und von einem dreyeinigen und einigen Gott zu haben, gar nicht ihren Ursprung von der Predigt des Evangelii hat, und daß diese Lehre weit älter und allgemeiner ist, als daß ihre Feinde mit Rechte vorgeben könnten, sie wäre nur erst durch das Christenthum eingeführet worden, und nur den Christen eigen.

6. Bis hieher wissen wir nicht, von welcher Secte der Abgötter in der Erklärung der Medaille die Rede ist. Jedoch, da die Sprache der Jakuthi so vollkommen mit der Sprache der Aufschrift überein kömmt, und da diese Tartarn ehemals mit den Brasti, und verschiedenen andern benachbarten Nationen, nur ein Volk ausmachten, so bin ich geneigt zu glauben, daß diese Medaille, von der die Rede ist, von dem Dalai-Lama, oder Oberpriester von Tibet herkomme *.

Diese

* Einige halten ihn für den Priester Johannes, von welchem die Nachrichten so verschieden sind, und den andere nach Abyssinien setzen.

Diese Meynung scheint mir um desto mehr gegründeter, weil wir nach einer beständigen Tradition in Irland, aus den Provinzen, die nahe an dem caspischen Meere liegen, hergekommen sind. Man weiß aus Schriftstellern des festen Landes, daß die Sprache Deri ehemals in Madian, und an dem Hofe von Corasan geredet wurde; daß Deri ein Wort aus unserer Sprache ist, und etwas göttliches, theologisches, ecclesiastisches anzeigt; daß unsere Sprache von uns Gaoidhilg genennet wird, und wir selbst Gaoidhill, Precantes, Ecclesiastici, Theologi, Deri heißen.

Diese Verbindung, die einen weit stärkern Grund als den Zufall haben muß, ist ohne Zweifel hinlänglich, diese drey historischen Wahrheiten fest zu setzen: 1) wir sind wirklich aus den Provinzen, die an dem caspischen Meere liegen, gekommen. 2) Die Medaille ist aus Tibet, das nicht weit von diesem Meere ist. 3) Unsere gemeine Sprache in Irland ist die heilige Sprache dieses geistlichen Stuhls, eine Wahrheit, die uns zu der Kenntniß der Theologie der Lamas führen kann. Allein, was diesen Punct anbelanget, so haben wir noch einen unwidersprechlichen Beweis; der Titel nämlich, Dalai-Lama, ist ein Ausdruck aus unserer Sprache, und bedeutet inuocavit manus. Man erinnere sich hier an die Medaille, wo die Hände mit solcher Sorgfalt gezeiget, und mit solchen Zeichen geschmücket sind, welche die Theologie der Lamas kenntlich machen. Man hat ihnen diesen Namen deswegen gegeben, um sie von den andern Secten der Abgötter zu unterscheiden, und vornehmlich von den Brachmanen, die ihnen die Ober-

466 Erklärung einer heidnischen

stelle streitig zu machen scheinen, und die auch ihren Namen aus einem besondern Systeme herleiten, in welchem sie annehmen, als wenn die Menschen unmittelbar von der göttlichen Person geböhren wären; denn es ist sehr klar, daß Brachman von Bearachman * herkomme, welches in unserer Sprache einen Menschen, der gebieret, oder der bey seiner Geburt wächst, bedeutet.

Uebrigens bin ich noch im Stande, zu beweisen, daß Ghilan noch unsern Namen führet; daß wir aus dieser Provinz gekommen, und mit dem Jubal nach Spanien gegangen sind, von da wir uns nach 400 Jahren nach Irland gewendet haben. Unsere Ruhe, unsere Einsamkeit, in einer von dem festen Lande entfernten Insel, machten, daß wir unsere Sprache erhielten; zu geschweigen, daß die Vollkommenheit ihrer Ausdrücke selbst, welche Bilder von den Zügen der Natur sind, sehr viel zu ihrer Erhaltung beygetragen hat. Unsere Vocalen sind so bedeutend, daß man alles sagen kann, ohne andere Buchstaben zu Hülfe zu nehmen. Die Consonanten, die nur erfunden worden sind, um das Philosophische der Vocalen zu entwickeln, drücken auch sehr viel aus, weil sie sehr genau nach den Tönen und der Figur des Mundes bey der Aussprache der Vocalen gebildet sind; ohne zu rechnen, daß wir durch das h, oder durch die Puncte, die wir oben darüber setzen, die Töne

* Der Doppellaut ea in dem Anfange des Wortes, hat nur einen sehr leichten Schall von e, und wird bey einer geschwinden oder starken Aussprache gar nicht gehört.

Töne der Consonanten verändern und gelinder aussprechen: dieses verschaffet uns die Bequemlichkeit, sie in den zusammengesetzten Wörtern stumm zu machen, ob sie gleich noch geschrieben werden, um die Stammwörter anzuzeigen. Man sieht hieraus, daß diese Ursachen eine Sprache unverändert machen müssen, sowol in der Aussprache, als in der Bedeutung der Worte. Wir müßten unsere ganze Gelehrsamkeit und unsern Fleiß gänzlich vernachlässigen, wenn wir unsere Sprache verderben wollten. Allein Ir-land hat stets seine Dichter und öffentlichen Geschichtschreiber gehabt, die mit gleicher Eifersucht schön geredet und schön geschrieben haben.

Der Herr Baron von Grante setzt am Ende hinzu, daß er noch verschiedene Erklärungen über andere Aufschriften, die man in dem Strahlenberg findet, geben könnte. Z. E. Ueber die erste allgemeine Sprache, über ihren Verfall, über den Ursprung und die Heerzüge der Völker, über den Ursprung und die Ursache der so vielen Götter und der Abgötterey, über den verschiedenen Gottesdienst bey verschiedenen Nationen, die den wahren Gott erkennen, u. s. w. Allein er versparet diese großen Untersuchungen für andere Briefe.



II.

Nachrichten und Anmerkungen

aus dem

Pflanzenreiche in Georgien.

Von

einem Prediger der Colonie Ebenezer.

1752.

Anmerkung.

Da diese Nachrichten von den Pflanzen der englischen Colonie Georgien, verschiedene, theils zur Haushaltungskunst, theils zur Arzneylehre gehörige Beobachtungen enthalten, so haben wir geglaubt, daß ein Auszug aus denselben nicht ganz unnützlich und unangenehm seyn möchte. Weil aber der Verfasser dieser Nachrichten kein eigentlicher Kräuterkenner gewesen, und also diese Pflanzen nicht nach ihren wahren botanischen Kennzeichen beschrieben, so haben wir diese Pflanzen mit ihren eigentlichen Namen genauer zu bestimmen gesucht, und meistens zugleich diejenigen Schriften anzeigen wollen, wo selbige in einer deutlichen Abzeichnung vorgestellt, oder ausführlicher beschrieben werden, da wir sonst bey diesem Auszuge meistens die Schreibart des Verfassers beybehalten haben.

In Georgien bis unter die Indianer hinauf, finden sich verschiedene Arten Erdreich; das meiste ist hart Land, wo zwischen den häufigen großen Fornbäumen allerley Büsche und Laubholz wächst, welches sehr verschieden ist, nachdem es höher oder niedriger liegt. Das hohe Fornland ist sandicht, doch mit etwas Erde vermischt; dasjenige, so etwas niedriger liegt, ist besser, besteht aus einem gelblichten Sande mit Erde vermengt, und hat unter sich rothen Leim; beyde Arten sind tüchtig zu fruchtbaren Feldern und Gärten, wenn sie fleißig bearbeitet und gedünget werden. Hiernächst haben wir ein ander gutes Land, welches fett und schwarz ist, und allerley Laubbäume, besonders aber Eichen trägt, welches aber sowol, als das vorige, fleißig gedünget werden muß. Außer diesem giebt es hier nicht wenig niedrig gutes Land, welches sehr fett, und zu allerley Früchten dienlich ist; es hat einen großen Vorzug vor dem vorbeschriebenen hohen guten Lande, weil es viel länger ohne Düngung, und auch alle Jahre viel reichlicher allerley Arten von Feldfrüchten, auch Reiß trägt. Es wachsen darauf viele dicke und lange Rohre, die dicksten Eichen, Nußbäume, Büchen, Pappeln, sehr dicke Forn, Gummibäume u. d. g. Nur diese Unbequemlichkeit ist auf diesem Lande, daß es in anhaltender Hitze eisenhart wird, in Regenwetter aber ist es so weich wie Thon.

Die andere Art des niedrigen fetten Erdreichs besteht in solchem Lande, welches unterweilen überschwemmet wird, folglich niemals gedünget werden darf. Es ist von ungemeiner Fettigkeit, und zu Reiß, vornehmlich aber auch zum Kornbaue bequem. Es

stehen hier die dicksten und größten Kohre, und sehr hohe und dicke Bäume, von allerley Art.

Längst dem Savannahflusse hin findet sich sehr viel niedriges Land, welches aber nicht viel geachtet wird, weil es den Ueberschwemmungen allzu oft ausgesetzt ist; es würde aber doch ein sehr nütliches Land seyn, wenn es eingedämmt werden könnte, indem dasjenige Land, welches von dem Savannahflusse gedünget wird, Aegypten an Fruchtbarkeit nichts nachzugeben scheint.

Bayschwämme heißt man niedrige große Gegenden, darinn sich das Regenwasser sammlet, und außer allerley Gebüsche viel gutes Gras wächst.

Savannahs sind Gegenden, darinn wenig oder gar keine Bäume stehen, sondern lauter Gras hervorbringen, welches alle Frühlinge weggebrannt wird.

Berge sind weder in dieser, noch in der benachbarten Colonie Carolina, sondern das Land ist ganz eben, außer daß es hier und wieder kleine Hügel giebt, zwischen welchen das Regenwasser in die großen und kleinen Flüsse läuft. Am Savannahflusse in Carolina und Georgien giebt es manchmal sehr hohe Ufer, allezeit aber nur auf der einen Seite, da hingegen die andere Seite so niedrig ist, daß der Fluß sehr oft tief in das Land hinein austritt, und man auch kaum einen tüchtigen Ort zum Baue einer Mühle finden kann.

I. Unter den zahmen Baumfrüchten sind hier und in beyden Carolinen, wie auch in Virginien, die Pfersichen nebst den Pflaumen, die gemeinsten und häufigsten. Es giebt verschiedene Arten der Pfersiche: einige lösen sich vom Steine, blühen später, als die andern,

ändern, und werden doch 14 Tage eher reif. Diejenigen, welche sich leicht vom Steine lösen, blühen in der Mitte, oder (wenn der Frost hinter einander lange anhält) gegen das Ende des Februarii, und bieten gegen das Ende des Julii und im Anfange des Augusts einen großen Ueberfluß, die reifen, saftigsten, süß- und säuerliche Früchte dar. Die letztere Art wird häufig unter den Indianern gefunden; hingegen die Steine und jungen Bäume zu den frühen Pfersichen, haben wir von Charles Town und Purnburg bekommen. Beyde Arten tragen schon im vierten, ja wohl im dritten Jahre, und wachsen auch ohne Wartung sehr schnell. Die Früchte werden ansehnlich groß, wenn der Baum auf gutem Erdreiche, nicht zu viel im Sande steht, und nicht zu viel Früchte hat. Wenn ein später sehr harter Frost nicht die Blüthen verderbet, so hängen sie alle Jahre ungemeyn voll, davon die Aeste, welche fast so mürbe als die Weiden sind, leicht brechen, wo sie nicht unterstützt werden. Die indianischen Pfersichen, (so nennet man diejenigen, deren Fleisch fest am Steine sitzt,) werden wegen ihres Safts mit samt den Steinen in einem großen hölzernen Mörsel zerstoßen, oder auf einer dazu verfertigten Mühle zerquetschet, und wenn sie gegohren, in einer Blase zu Branntwein destilliret, der aber, wenn er nicht lange genug gelegen, nicht so gesund, als der Rum oder Zuckerrohrbranntwein seyn soll. Es werden auch wohl Pfersichen, die sich vom Steine lösen, destilliret, sonderlich aber im Ofen oder an der Sonne gedörret, nachdem vorher der Stein herausgenommen, und die Pfersich ungeschält in Stücken zerschnitten worden. Sie kochen

sie im Herbst und Winter, oder backen sie unter das Brodt, wiewol sie vor den Maden, Ameisen und andern Würmern schwer zu behalten sind. Wir haben gemeinlich um die Zeit, wenn sie reif werden, viel Regen, davon sie schon an den Bäumen faulen; viel hundert Scheffel verfaulen unter den Bäumen, und werden den Schweinen, auch wohl den Rügen vorgeworfen. Keine Art der Pfersiche hat eine so rauhe Haut, als in Deutschland, sondern jede hat ein so schön Ansehen, als die weiß und roth melirten Aepfel in Europa.

(Diese hier benannten sind Abänderungen von der gemeinen Pfersiche, die beyrn Linnæo *Amygdalus foliorum ferraturis omnibus acutis* genennet wird.)

2. Zwetschen oder blaue Pflaumen giebt es hier nicht, dagegen haben wir eine Art gelber und weißer Pflaumen, welche man Cherockypflaumen heißt, weil sie vermuthlich ihr Vaterland unter den Cherockindianern haben. Sie gleichen völlig den Spillingen in Deutschland, sind aber viel gesunder. Die Bäume wachsen gleich den Dornen sehr häufig auch auf dem schlechtesten Erdreiche im Grase, zwischen Gebüsch, und wo man sie hinsetzt. Man hat sie nicht gerne in Gärten, weil die Wurzeln sehr weit laufen, und unzählich junge Bäumchen treiben, und können nicht leicht wieder ausgerottet werden. Sie schicken sich zu einem lebendigen Zaune vortrefflich. Sie blühen eher als die Pfersiche, und haben auch eher Früchte. Wenn diese zu Ende, so werden die Pfersichen reif; weil diese Pflaumen voller Saft sind, und sich nicht vom Steine lösen, so werden sehr wenig gedör-

ret,

ret, als wozu die Leute nicht Zeit haben, daher verfaulen unter den Bäumen eine große Menge.

(Diese Art Pflaumen scheint eine Abänderung von derjenigen Gattung zu seyn, welche in Claytons Flora Virginica, *Prunus fyluestris humilior*, fructu rubro praecociori et minori, radice reptatrice genannt wird.)

3. Aepfelbäume giebt es an unserm Orte noch nicht viel, doch wachsen sie gerne, und tragen schöne Früchte, wenn sie gepfropft werden, kommen aber den deutschen Aepfeln an Geschmacke nicht gleich, vielleicht haben wir noch keine gute Art. Sie wachsen geschwinde, und tragen gleich den Pflaumen und Pfersichen gar zeitig, werden aber nicht so groß, hoch und breit, als die Pfersichbäume. Die Würmer setzen sich an beyden Arten der Bäume in die Rinde der Wurzeln, vornehmlich aber des Stammes, davon das Gummi, oder eine weiche Materie häufig hervordringt, und endlich gehen die Bäume aus. Sie werden etwa zehen oder zwölf Jahre alt. Man giebt sich keine Mühe, sie von den Würmern zu reinigen, weil gar geschwinde junge Bäume aus der Wurzel der alten Bäume nachgezogen werden, und es auch unsern Leuten an Zeit und Geschicklichkeit dazu fehlet. Ein verständiger, fleißiger und lehrbegieriger Gärtner wäre hier ein sehr nöthiger und nützlicher Mann, er würde aber bey dieser Profession eben so wenig, als ein Jäger und Fischer leben können, weil er aus Gartenwerk und Früchten eben so wenig, als diese aus Wildpret und Fischen Geld lösen würde. Denn Geld gehöret sonderlich unter die Karitäten

täten in America. Knechte, die treu und fleißig, sind nicht zu haben, und Tagelöhner kosten zu viel.

4. Birnbäume giebt es in Ebenezzer noch keine, in Savannah einige, und in Charlestown, der Hauptstadt in Südcarolina, mehrere, dagegen haben wir

5. Einen schönen Anfang von Quittenbäumen, welche Äpfel und Birnen von sehr schöner Größe, und zwar alle Jahre sehr reichlich, und schon im dritten und vierten Jahre tragen. Man pflanzt sie durch Kern und Zweiglein fort, welche wie die Weiden wachsen. Es heißt aber auch hier, quod cito fit, cito perit. Der Wurm zerfrisst die Rinde des Baums oder Busches, (denn an beyden wachsen die Früchte,) und also steht er, wo nicht ganz, doch zum Theil ab. Die Quittenäpfel übertreffen die Birnen an Größe und Geschmack. Wenn sie recht reif sind, so isset man sie gleich den Äpfeln und Birnen roh, und ziehen sie den Mund nicht zusammen, wie in Deutschland. Sie riechen zwar lieblich, aber nicht so stark, wie die Europäischen. Man dämpft sie mit Wasser, Zucker und ein wenig Wein. Von vielem Regen faulen sie schon am Baume.

6. Putschimon-Äpfel gleichen den Mispeln, sind eine hiesige Landesfrucht, und werden von den Deutschen Posimen genannt. Die Bäume wachsen sehr hoch am niedrigen fetten Ufer der Flüsse und Sümpfe, und verderben auch im Wasser nicht, darinnen sie oft vom Herbst bis in den späten Frühling wegen der angewachsenen Flüsse stehen müssen. Junge Bäume gleich anderem Gebüsch findet man sehr häufig

fig auf vorhin gebauetem und wüste liegendem Lande. Im Anfange des Septembers fangen sie an reif zu werden. Sie haben eine sehr angenehme Frucht, gleich den Granatäpfeln, sind wachsgelb und süß, wie Honig, halbreif aber ziehen sie den Mund zusammen, gleich den Quitten in Deutschland. Sollten sie zwischen den Bäumen und Büschen herausgenommen, und auf niedriges fettes und feuchtes Land in einen Garten gepflanzt werden, so würde ohne Zweifel die Frucht größer, süßer und gesunder werden. Wiemol ich nie gehöret, daß sie ungesund sind. Die Spanier bey St. Augustin sollen viel daraus machen, und sie in Durchfällen und in der Ruhr statt einer Medicin gebrauchen.

(Putchimon, Pitchumon und Persimon heiße in Clayton's *Flora Virginica* p. 156. *Diospyros floribus dioicis*, und in Linnäi Schriften *Diospyros foliis vtrinque concoloribus*. Clayton versichert, daß das Gummi dieses Baums ein verdickendes und zusammenziehendes, und deswegen gegen alle Durchfälle vortreffliches Arzneymittel sey, welches die Kräfte des arabischen Gummi noch übertreffe. Catesby hat eben diese Pflanze unter dem Namen *Guajacana* *Hist. Carol. Vol II. T. 76.* abgezeichnet und beschrieben.)

7. Feigen, zweyerley Art, gelbe und blaue, wachsen an Büschen und Bäumen sehr reichlich; die gelbe Art trägt schon im andern Jahre Früchte, die blaue aber einige Jahre später. Wenn sie bey warmer Witterung im Frühlinge ausschlagen, und es kömmt ein später Frost, so ist Baum und Frucht verdorben, welches die größte Unbequemlichkeit ist, sie zu erhalten

ten und fortzubringen. In Friderica, Port-Royal und Charles Town haben sie späte Fröste selten, und werden daselbst die Feigenbäume hoch und dicke. Man sollte sie vielleicht so pflanzen, daß sie von Gebäuden oder Bäumen wider die kalten Nordost- und Nordwestwinde beschirmet würden. Wegen der harten Fröste im Winter und der späten Fröste im Frühlinge (sonderlich wegen der letzten Ursache,) können wir keine Orangenbäume fortbringen, welche aber an den vorgedachten Orten, nach der See zu, gern und geschwinde wachsen, und zeitig und reichlich tragen. Mangel der Zeit und des Vermögens läßt uns keine Erfahrungen anstellen.

(Diese Feigen wachsen hier nicht wild, sondern sind erst aus Europa dahin gebracht worden.)

8. Von den Weinreben dieses Landes ist sonst im Diario viel gemeldet worden. Es giebt derselben in den Wäldern, auf dem feuchten und trocknen Erdreiche eine sehr große Menge, die auch meist zur Speise der Vögel, Bären und anderer wilden Thiere jährlich reiche Früchte tragen. Man findet auf gutem Lande Reben, die nicht nur Arm- sondern auch Schenkeldicke sind, und ihre Zweige in die höchsten Bäume hinauf treiben, die zwischen den Aesten voller blauen Weinbeeren hängen. Weiße wilde Trauben habe ich noch nicht im Lande gesehen. Es giebt der blauen Weintrauben verschiedene Arten, sauer und süße, und haben alle an einander hängende Beerlein, gleich den Trauben in Deutschland, doch sind die Beerlein, auch die meisten Trauben an diesen wilden Reben kleiner, als die zahmen, welches auch kein Wunder, da sie zwischen den Aesten der Bäume wachsen müssen,

sen, und, ehe sie recht reif werden, von Thieren und Vögeln gefressen werden. Außer diesen giebt es noch andere Arten Weinreben, sonderlich am Ufer der Flüsse, welche ihre Beeren einzeln und nicht in Trauben tragen. Sie sind so groß, als die großen Kir-schen in Deutschland, haben süßen und so starken Most, daß sie den Kopf einnehmen, daher sie auch von den Engländern Fox grapes genennet werden. Wer Zeit hat, sammlt im Anfange und in der Mit-te des Augusts viele von den Weintrauben zum Es-sen und Brantweinbrennen; der Most, den wir dießmal zur Probe davon gemacht, ist in der Bou-teille nach und nach zu Eßig worden. Verschiedene Leute, die keine Gelegenheit zum Destilliren haben, haben sich Eßig daraus gemacht. Ich glaube, aus dieser unserer Erfahrung, nicht ohne Grund, daß diese Colonie ein gut Weinland sey, obwol die Weingär-ten von europäischen zahmen Reben an unsern und andern Orten dieser Colonie zu Grunde gegangen. Ohne Zweifel wächst der Weinstock da am besten, wo er sein Vaterland hat, und würden die wilden Reben dieses Landes hoffentlich zahm werden, wenn man sie verpflanzen und recht pflegen sollte, doch nicht wider, sondern nach ihrer Natur. Z. E. daß man sie von der heißen Erde in die Höhe führte. Es ist beson-ders, daß die Blätter von den hiesigen Weinreben fast gar keinen Geruch haben.

(Die erstern hier beschriebenen Arten von diesen Weinreben scheinen diejenigen zu seyn, welche Clayton *Fl. Virg. p. 24.* unter folgenden Namen bemerket hat: *Vitis vua mediocri, acinis nigricantibus suba-*
cidis,

478 Nachrichten und Anmerkungen

cidis, und *Vitis ferotina*, acinis parvis nigricantibus acidis, welche Abänderungen der dritten Gattung Linnäi *Spec. T. 1. p. 203.* sind. Die sogenannten Fox grapes, welche zur vierten Gattung Linnäi gehören, bemerkt Clayton p. 24 und 144 mit den Namen *Vitis Vulpina dicta*; acinis peramplis purpureis, in racemo paucis, sapore foetido et ingrato praeditis, cute crassa carnosâ, und *Vitis vulpina ferotina*, foliis parvis triangulatis ad margines serratis, fructu prioris.)

9. Haselnüsse sind zwar hier nicht, doch würden sie wachsen, wie ich nahe bey meinem Hause gesehen, hingegen giebt es hier eine kleine Art Nüsse mit dünnen Schalen, welche einige americanische Castanien, die Engländer aber *Chin qua pin bush* nennen, haben süßen und angenehmen Geschmack, gleich den guten Haselnüssen, wachsen reichlich auf niedrigen, mittelmäßigen und hohen Büschen und Bäumen, wiewol die Nüsse auf den hohen Büschen und Bäumen etwas kleiner sind, als auf den niedrigen Büschen, welche oft weg-brennen, im Frühlinge wieder wachsen, und wenigstens eine Nuß tragen. Doch haben viele niedrige Büsche auch keine Frucht. Die mittleren und hohen aber und die Bäume hangen ganz voll. Der süße Kern liegt in einer spizigen Schale, wie die Castanien, welche im August und September aufplätzen, und einen glänzenden dunkeln Kern zeigen. Die Schweine, welsche wilde Hünner und Eichhörnchen bekommen die meisten. Sie wachsen auf gutem und schlechtem Lande wild, und würden ohne Zweifel größer werden, wenn sie gepfleget würden. Das Holz faulet nicht leicht. (Ist

(Ist ohne Zweifel die dritte Gattung der Buche beyhm Linnäus, unter dem Namen *Fagus foliis lanceolato ovatis acute serratis subtus tomentosis, amentis filiformibus nodosis*, welche in *Fl. Virg.* nach dem Banister p. 118. *Castanea pumila Virginiana racemoso fructu paruo*, in singulis capsulis echinatis vnico genennt, und mit dem Namen Chin quapin bush von Catesby in *Hist. Carol. Vol. I. T. 9.* abgezeichnet wird.)

10. Die wilden und zahmen Maulbeerbäume wachsen hier sehr gerade, hoch und dick, und tragen viele Früchte und Blätter, welche gleich angenehm seyn. Die Früchte von der wilden, wie auch die schwarzen Maulbeeren von der sogenannten spanischen Art sind schmackhafter, als von der zahmen weißen Art, welche man nebst der spanischen nur um der Blätter willen, als das eigentliche natürliche Futter der Seidenwürmer zieht. Um Augusta und weiter oben unter den Indianern giebt es ganze Wälder voll wilde Maulbeerbäume, aus deren Wurzeln und Baste, oder zarten Rinde, sie Säcke, Tisch- und Bettdecken machen. Die wilden wachsen allein auf gutem Lande zwischen andern wilden Bäumen und Büschen, die zahmen aber erfordern auch gut Land und gute Wartung, wenn sie an Wachsthum und guten weichen Blättern nicht gehindert werden sollen. Das Gras auf den Wurzeln wollen sie nicht vertragen. Man braucht auch zur Noth die Blätter von den wilden Maulbeerbäumen zum Futter für die Seidenwürmer, sie geben aber grobe Seide.

480 Nachrichten und Anmerkungen

(Außer der weißen Gattung *Linn. Spec. 1.* und der schwarzen *Linn. Spec. 2.* hat Clayton *Fl. Virg. p. 122.* noch eine Gattung mit dem Namen *Morus foliis amplissimis Fici similibus, fructu longo nigro purpureo* in Virginien bemerkt.)

11. Große und dicke Buchbäume giebt es hier auf gutem, hohem und niedrigem Lande gar viel, welche zwar zähes aber nicht so dauerhaftes und zum Bau tüchtiges Holz haben, als die Buchen in Deutschland. Ich habe sonst nie, als in diesem Jahre, Früchte davon gesehen, welche nicht so groß, aber wol so gut, als in Deutschland sind. Die Stahre und Eichhörnchen, deren es eine sehr große Menge giebt, lassen sie nicht völlig reif werden.

12. Wallnuß und Hicorynbäume findet man hier auf gutem Lande viel, sie tragen reichlich Nüsse, der Kern aber ist nicht so reich, als in Deutschland, doch eben so süße. Die Schalen der letztern Art sind sehr dick, und haben am wenigsten Kern. Die Bäume sind dicker als die Wallnußbäume, welche letzteren aufs höchste einen Schuh im Durchschnitte haben, und gemeiniglich inwendig faul sind, oder gespaltene Bretter geben. Das Holz ist schwarzbraun. Oben bey Augusta und Savannah-Town, (welches in Carolina, sechs Meilen, oder anderthalb Stunden unter Augusta und Savannahfluß liegt,) giebt es sehr dicke Wallnußbäume. Auf niedrigem Lande an den Flüssen steht eine Art Nußbäume, die etwas kleinere Nüsse tragen, sind sehr dicke, haben schmale spitzige Blätter, wie die Weyden, zähes Holz und rothes Harz.

(Die

(Der sogenannte Hicorybaum ist *Iuglans alba Virginienfis*, unter welchem Namen selbigen *Catesby Hist. Carol. Vol. I. T. 38. p. 38.* nebst beygefügter Beschreibung abgezeichnet; und in *Linnæi Spec. pl. T. II. p. 997.* *Iuglans foliolis lanceolatis ferratis, exterioribus latioribus*; und vom *Clayton* in *Fl. Virg. p. 190.* *Iuglans alba, fructu ovato compresso, profunde insculpto durissimo: cavitare intus minima, plerumque apyrena*, englisch *White walnuts* genannt wird. Die andere Gattung mit langen spitzigen Blättern ist *Linn. Spec. 3. Iuglans foliolis lanceolatis acute ferratis, exterioribus minoribus*, welche vom *Catesby* mit dem Namen *Nux iuglans Virginiana nigra, Hist. Car. Vol. I. T. 67.* abgezeichnet worden.)

13. Weißtannen hat man hier nicht, dagegen desto mehr rothe Fornbäume. Die Weißforn heißt man auch sonst Wasserforn, weil sie auf niedrigem gutem Erdreiche wachsen: sie haben ein weißes leicht zu arbeitendes Holz, weil es aber nicht dauerhaft ist, so wird es weder zu Bauholze noch Bretern gebraucht. Sie sind sehr lang und gerade, und fast bis an die Gipfel ohne Aeste. In den Eichwäldern auf gutem Lande stehen auch rothe Forn, die von ungemeiner Dicke und Höhe sind, haben eine sehr rauhe, grobe und aufgeborstene Rinde, das Holz ist grobadrig und eben so wenig dauerhaft, als die Weißforn, die beste rothe Forn, daraus das Terpentinspech und Theer kömmt, und welche zu Bauholze, Masten, Bretern und Schindeln, auch Stangen zu den Zäunen gebraucht werden, stehen auf dem schlechtesten sandigen Boden, und machen die größten Wälder aus.

Die dicksten haben am Stamme etwa drittelhalb Fuß im Durchschnitte, sind ganz gerade, über 40 Fuß ohne Aeste, und ein recht dauerhaftes Holz.

(Die Weißform scheint *Pinus foliis ternis Gronou. Fl. Virg. p. 190. et Linn. Spec. 3.* die rothe *Pinus balsamea Linn. Spec. 9.* *Abies foliis solitariis confertis obtusis membranaceis, Gron. Virg. p. 191.* zu seyn.)

14. Cypressbäume, rothe und weiße, giebt es hier in stehenden Wassern, in großen und kleinen Flüssen, auch in den wässerichten Gegenden in Fornwäldern eine sehr große Menge. Die längsten und dicksten stehen in den gedachten niedrigen Gegenden, die leicht überschwemmet werden. Die rothen haben ein röthliches sehr dauerhaftes Holz, welches nicht leicht faulet. Es ist hart, und schwimmt nicht gerne, und hat eine rauhe gespaltene Rinde. Hingegen die weißen Cypressen haben eine glatte, zartere Rinde, schwimmen gern, sind leichter zu arbeiten, aber nicht so dauerhaft. Beyde Arten wachsen sehr gerade und hoch, wie die Fornbäume, einige haben vier Elastern im Umfange. Man macht dauerhafte Boote daraus, verarbeitet sie zu Dachschindeln, Brettern und Bauholz; in der Erde und im Wasser sind sie fast unverweslich. Ein Salzburger hat vor zwölf Jahren einen solchen Baum bey seiner Plantage umgehauen, der unter freyem Himmel liegt, und ist noch so frisch ist, als wenn er erst umgehauen wäre. Sie tragen eine Frucht, gleich den kleinen Tannzapfen, diese grüne Cypresszapfen brauchen einige Medici, statt der Wachholdern, und sollen von
glei-

gleicher Wirkung seyn. Wachholdern giebt es hier nicht.

(Diese Cypresse, *Cupressus foliis distiche patentibus* Linn. Sp. 2. hat Catesby *Hist. Car. Vol. I. T. II.* abgezeichnet und beschrieben. Siehe *Fl. Virg. p. 191.*)

15. Cedern sind von den Cedern, deren die heilige Schrift gedenket, weit unterschieden; es giebt nicht viel hohe, gerade und dicke Bäume, sondern sie haben mehrentheils einen kurzen Stamm, etwa acht bis funfzehn Schuh lang, und einen Fuß dick, und sind voller Aeste, wenige haben zween Fuß im Durchschnitte. In unserer Gegend wachsen sie nicht, sondern an der See und Salzwasser auch oben am Savannahflusse und Ballaohoulos und Augusta. Das Holz ist sehr schön, zart, leicht zu arbeiten, sehr dauerhaft und lichtbraun, verliert aber etwas von der Farbe nach und nach, sonderlich im Wetter. Es riecht angenehmer als Cypressenholz, und hat statt der Blätter kleine zarte Stacheln, wie Cypressen, und trägt keine Zapfen, sondern Beeren, fast gleich den Wachholdern. Die Schiffer aus den Bermudasinseln ruiniren viel Cedern und lebendige Eichen durch Kaufen und Stehlen, wozu nachgesehen wird, die Nachkommenschaft aber wirds bereuen, und es den Vorfahren schlecht danken.

(Diese hier beschriebene Ceder ist eigentlich *Iuniperus foliis basi adnatis: iunioribus imbricatis, senioribus patulis* Linn. Sp. 7. *Iuniperus foliis angustis acutis aculeatis; bacca atro-coerulea puluere*

484 Nachrichten und Anmerkungen

resinoso albicante tecta, officula tria continente, vulgo Cedrus et Sabina dicta. *Flor. Virg. p. 194.*)

16. Unser Land hat einen schönen Vorrath von allerley Eichen, welche man in Deutschland nicht findet.

1) Die erste Art Eichen kommen mit denen in Deutschland an Holz, Eicheln und Blättern völlig überein. Das Holz wird in Faßdauben gespalten, und in das südliche America gesandt. Die Dauben von Weißeichen sind die dauerhaftesten, werden gut bezahlt, und zu Rum- oder westindianischen Branntweinfässern gebraucht.

2) Weißeichen auf niedrigem Lande, das unterweilen überschwemmet wird, sind sehr dick und dauerhaft, haben gar große Eicheln, fast wie ein klein Hüneren, die meisten eines großen Mannes Daumen groß, und eine dünne Schale. Sie werden auch in Dauben und zu Boden der Fässer zum Rum gespalten, doch sind manche dazu nicht tüchtig, weil sie Wurmlöcher haben.

(Diese Gattung ist Claytons *Quercus Castaneae foliis, glandibus maximis*, und beyh Linnæo die siebente Gattung, mit dem Beynamen *Prinos*, welche Catesby mit der Benennung *Quercus castaneae folio*, *Chestnut Oak Vol. I. T. 18.* abgezeichnet hat.)

3) Rothe Wassereichen zweyerley Art, wachsen auch allein auf niedrigem wäsrichem Lande, welches doch unterweilen trocken ist. Die Eicheln haben zwar eine dünne Schale, stecken aber in einer andern harten rauhen

rauhem Schale, als in einem Futteral, so daß sie theils halb, theils ein wenig heraus stehen. Sie dauern fast ein Jahr, und sind unter allen Eicheln das beste Schweinesfutter, tragen auch sehr reichlich. Diese beyden Arten von Eichen haben zweyerley Eicheln, eine Art hat große und die andere kleine Eicheln. Die Eicheln von den übrigen Eichen geben zwar gut Futter, sie bekommen aber gar bald Maden, und wachsen aus.

(Diese Art ist *Linn. Spec. 9. Quercus foliis obtuse sinuatis, setaceo-micronatis*, wozu er zwey Gattungen, als Abänderungen gebracht hat, deren eine vom Catesby *Quercus esculi diuisura, foliis amplioribus aculeatis. T. 23.* und die andere *Quercus Carolinensis virentibus venis muricata T. 21. fol. 1.* genannt wird.)

4) Wassereichen wachsen hoch, gerade und dicke, spalten gern, und haben gleichfalls dauerhaft Holz, die Eicheln sind klein.

(Scheint die sogenannte Water-Oak zu seyn, welche *Gronou. Flor. Virg. p. 117.* und *Linnäus Spec. p. 997.* mit dem Namen *Quercus foliis cuneiformibus obsolete trilobis*, bemerkt haben, zu welcher Gattung, die auf T. 19 und 20 vom Catesby abgezeichnete Arten als Abänderungen gehören.)

5) Lebendige Eichen, (englisch Live-Oak,) sind nur wenige an unserm Orte, aber desto mehr an der See, und oben am Savannahflusse; werden sehr dick, haben aber keinen langen geraden Stamm, sondern die Äste fangen sich etwa acht Fuß hoch von der Erde

an, haben sehr viele große und kleine Aeste, und sind voller kleinen Blätter, und zwar Zweige und Blätter so dichte in einander, daß die Sonne nicht durchscheinen kann; daher geben sie zur Sommerszeit den angenehmsten Schatten, und werden um deswillen nahe bey den Häusern, nicht abgehauen. Das Holz ist schwer wie Bley, und wenn es trocken, eisenhart, und verfault nicht leicht. Es giebt viel krumme Aeste, die man in die Boden der Schiffe und Boote braucht. Wir brauchen es bey der Mühle zu den Rämmen der Rammräder. Die Frucht ist wie kleine runde Haselnüsse auch gut zu essen.

(Ist *Quercus foliis oblongis non sinuatis*; *Catesby T. 17.*)

6) Steineichen wachsen auf gutem trockenem Lande, etwa einen Fuß dicke im Durchschnitte, haben kleine Blätter, kleine Eicheln, das Holz ist nicht dauerhaft, und dienet nur zum Brennholze.

(Scheint *Quercus f. Ilex marilandica*, folio longo angusto falcis, *Rai dendr. 8. Catesby T. 16.* zu seyn.)

7) Wir finden im Walde auch Eicheln an gar niedrigen Büschen, welche den lebendigen Eichen an Frucht und Blättern ähnlich sehen.

(Ist ohne Zweifel *Willow Oak*, *Quercus humilis*, falcis folio breuiore. *Catesby T. 22.* Diese drey hier besagte Arten 5. 6. 7. hat *Linnäus Spec. I. p. 994.* und *Gronov. Virg. p. 117.* Abänderungen von einer einigen Gattung, unter dem Namen *Quercus foliis lanceolatis integerrimis*, gemacht.)

17. Wir haben hier eine Art Lorbeerbaum, welchen die Engländer wegen seines röthlichen Holzes Redbay nennen, dessen Farbe sich nicht ändert, wie die Farbe des Cedernholzes. Dieser Lorbeernbaum hat ein fettes wohlriechendes Laub, und trägt Beeren an Größe, Farbe und Geschmack, als diejenigen sind, so man in Deutschland hat. Er wird nicht hoch, und etwann einen Fuß dick. Es giebt solcher Bäume viel, sie sind aber mehrentheils hohl, oder im Kerne angefault. An der See sollen sie dicker und besser an Holz und Farbe seyn. Man säget sehr schönes dünnes Holz und Breter zu Treppen, Tischen und Stühlen davon.

(Ist muthmaßlich *Laurus foliis lanceolatis, nervis transversalibus, fructus calycibus baccatis* Linn. *H. Cliff. p. 154. n. 3. und T. 1. Sp. 7. p. 370; Laurus foliis acuminatis, flore albicante, baccis coeruleis, pediculis rubris insidentibus.* *Clayt. Gronou. Flor. Virg. p. 46.* welche Gattung auch *Catesby Vol. I. T. 63.* abgezeichnet hat.)

18. Sassafrasbäume und Büsche sind hier auf magerem und fettem trockenem Lande die Menge. Die Bäume werden hoch, wachsen schnell, eines Fußes dick, tragen viele süße Blüthen, welche einige als Thee gebrauchen. Die Früchte sind schwarze Beerlein, gleich kleinen Lorbeerbeeren; Holz und Blätter riechen lieblich.

(Ist ebenfalls eine Gattung Lorbeer, nämlich *Laurus foliis integris trilobisque* Linn. *Spec. 19. p. 371.*)

19. Gummibäume von ungemeiner Dicke und Höhe, wachsen auf lauter fettem, hohem und niedrigem Lande. Diese Bäume schwißen gleich den Farn ein Gummi aus, davon sie auch den Namen haben. Sie haben ein braunes und dauerhaftes Holz, welches wohl zu bearbeiten ist. Die Frucht ist eine rauhe Kugel an einem langen dünnen Stiele, darinnen der Saame steckt. Das Gummi soll ein vortrefflicher Balsam seyn.

(Dieser Baum, der auch sonst englisch Sweet Gum, White Gum genennet wird, heißt bey allen Botanicis Liquidambar, und zwar beyhm *Linnao Sp. T. II. p. 999.* Liquidambar foliis palmato-angulatis, mit dem Beynamen Styraciflua, wo noch mehrere Synonyma nachzusehen; Clayton in *Fl. Virg. p. 190.* erinnert, das Gummi dieses Baumes komme sehr viel mit dem peruvianischen Balsam überein.)

20. Pappelbäume sind lang, gerade und dick, haben gelbes Holz, welches in der Masse recht dauerhaft, doch leicht zu arbeiten ist. Die Breter spalten sich gern; diese Bäume wachsen auf gutem und niedrigem Lande, welches zwar nicht zu naß ist, aber doch viel Feuchtigkeit hat. Die Blüthen sind gleich den röthlichen Tulpen oder Lilien. Von der Frucht ist mir zur Zeit noch nichts bekannt worden.

(Nach der Beschreibung der Blüthe kann dieser Baum kein Pappelbaum seyn, da sonst verschiedene Arten Pappelbäume in diesen Gegenden wachsen: und es läßt sich hier kaum einige Muthmaßung anbringen, da weder die Frucht, noch die Blume selbst genauer beschrieben worden.)

21. Eschen sind hier auch nicht wenig, wachsen auf hohem und niedrigem gutem Lande, haben ein weißes, dauerhaftes und wohl zu bearbeitendes Holz, welches von Wagnern sehr gebraucht wird; einige sind drey Fuß dicke, und scheinen den Eschen in Deutschland an Laub und Holze gleich zu seyn. Die im niedrigen Lande haben größeres Jahrgewächse der Adern, als die andern, welches eine Anzeige, daß sie schneller wachsen.

(Die hier beschriebene Art Eschen ist *Fraxinus foliolis integerrimis, petiolis teretibus*, Linn. *sp.* 3. p. 1057. *Gron. Fl. Virg.* p. 122. *S. Catesby Vol. I. T. 80.* und von denen in Europa wachsenden verschieden, da diese in America wachsende Gattung ganze Blätter hat, welche bey den europäischen an dem Rande eingezackt sind.)

22. Nelbäume sind nicht natürlich hier, sondern einige stehen in den verwüsteten Gärten der Herren Trustees bey Savannah, welche ungebaut und unbeschnitten auf gar schlechtem Erdreiche, etwa 14 bis 16 Fuß hoch, und fast eben so breit gewachsen. Keine Früchte habe ich daran noch nicht gesehen. Der Frost scheint ihnen nicht zu schaden.

23. Granatapfel wachsen an Büschen, die sich sehr ausbreiten. Die Aepfel oder Früchte sind den größten Aepfeln gleich, innwendig voll Kerne, welche ein wenig Fleisch von süßem Geschmacke um sich haben. Man könnte lebendige Zäune davon machen. Sie werden wenig geachtet, weil man sie nicht zu brauchen weiß. Blüthe und Früchte sind sehr ansehnlich. Ein dergleichen Apfel wog 17 Unzen, und hatte 13 Zoll im Umfange.

24. Lorreelbäume wachsen auf gutem Lande, lang, gerade und dicke, sind Winter und Sommer grün, tragen breite und fette Blätter, weiße große Blüthen und Zapfen, fast gleich den Fornzapfen mit rothen Beeren; das Holz ist schön weiß, und dienlich zu allerhand Schreinerarbeit, aber in der Masse nicht dauerhaft. Ich habe sie auch hören wilde Zimmetbäume nennen, weil die Rinde etwas Aehnliches haben soll.

(Ist ohne Zweifel Magnolia, und diejenige Abänderung, welche in *Catesby Car. Vol. II. p. 61. T. 61. Magnolia altissima, flore ingenti candido* genennet wird.)

25. Wilder Feigenbaum ist ein dicker, langer Baum, auf niedrigem, fettem Erdreiche, mit ansehnlichen Blättern, größer, als die Feigenblätter. Er schießt geschwind auf. In Purybourg hat man sie des schönen Ansehens und Schattens wegen für die Kirchthüren gepflanzt. Die Frucht ist eine runde gelbe Kugel, gleich einer welschen Nuß an einem langen Stengel. Die Rinde ist weiß, und die zarten Blätter riechen lieblich.

(Ist *Platanus occidentalis foliis lobatis*, *Linm. sp. 2. p. 999. Catesby T. 1. T. 56.*)

26. Tupelo, (welche unsere Salzburger Holzschuhbaum heißen, weil sie anfangs solche Schuhe daraus geschnitzet) ist ein dicker und langer Baum auf gutem Lande; hat Blätter gleich den Kirschen, blaue Beeren gleich den Lorbeern, und in einander gedrehtes bräunlichtes Holz, wenn sie alt und dicke sind. Es giebt ihrer sehr viel: man hat auch noch eine andere Art Tupelobäume in den wässerichten Gegenden

genden am Flusse, wo sonst wegen des stehenden Wassers fast nichts anders wächst. Sie werden hoch und dicke, wohl drey Fuß im Durchschnitte, und werden von einigen wilde Keffelbäume genennet. Diese haben breitere Blätter, und eine größere blaue Frucht, gleich den kleinen Zwetschgen, riechen lieblich, der Saft ist bitter, und der wenige Kern in der harten Schale angenehm. Das Harzholz von den dicken Bäumen ist zähe und verdreht, das Holz von den dünnen Bäumen aber taugt zu nichts, auch nicht einmal zum Brennen, weil es voller Feuchtigkeit ist, und fast so geschwind faulet, als es durre wird.

(Tupelobaum heißt bey den Kräuterkennern Nyssa. Linnäus hält die zwey hier beschriebenen Arten nur für Abänderungen einer einzigen wahren Gattung, *Spec. p. 1058.* und zwar scheint die erstere Art *Nyssa pedunculis multifloris Gron. Fl. Virg. p. 121. n. 1.* zu seyn, welche *Catesby Vol. I. T. 41.* unter dem Namen *Tupelo-Tree, f. Arbor in aqua nascens, foliis latis acuminatis et non dentatis, fructu Elaeagni minore* abgezeichnet hat. Die andere Art ist *Nyssa pedunculis unifloris Gron. Virg. p. 121. n. 2.* *Water-Tupelo, f. Arbor in aqua nascens, foliis latis acuminatis et dentatis, fructu Elaeagni maiore, Catesby Vol. I. T. 60.)*

27. Eine doppelte Art kleiner schwarzer Kirschen, welche in Trauben wild wachsen, einige sind süß, die andern sauer. Die Vögel fressen sie, ehe sie recht reif werden. Sie wachsen auf hohem gutem Lande, sehr hoch und dicke, haben unten wenig Aeste, sondern

bern breiten sich in der Krone ansehnlich aus. Das Laub ist dem Kirschlaube in Deutschland gleich.

(Diese Art Kirschen ist von denen in Europa verschieden, und heißt in *Gron. Virg. p. 51. Cerasus sylvestris, fructu nigricante in racemis longis pendulis phytolaccae instar congestis, welche Catesby Vol. I. T. 28. abgezeichnet hat. Beym Linnæo ist es Prunus Virginiana spec. 2. p. 437.*)

28. Erlen (die gemeine Art) wachsen nicht zu Bäumen, sondern werden nur hohe und ausgebreitete Büsche, haben Holz und Blätter, wie in Deutschland. Schwarze Erlen, welche man in Deutschland zum Färben und Bauen braucht, hat man hier nicht. Sie stehen auf niedrigem gutem Lande.

29. Locustbäume. Es giebt zweyerley auf hohem und niedrigem Lande, nicht hoch, etwa zwey Fuß dick, und fast von unten auf voll Aeste. Die auf dem niedrigen feuchten Lande haben am Stamme drey Zoll lange harte Stacheln, je drey und drey auf einer Stelle, und tragen Schoten wie die Gartenbohnen lang, nur etwas dünner. Diese Frucht ist, meines Wissens, nicht zu brauchen. Die aber auf hohem und gutem Lande stehen, haben am Stamme keine Stacheln, sondern nur an jungen Aesten, und tragen Schoten, die zwölf bis sechzehn Zoll lang, und zwey Zoll breit sind. Wenn diese reif sind, so schmecket das Innwendige honigsüße.

(Beide Arten scheinen nur Abänderungen von der *Gledissia Linn. T. II. spec. p. 1056. zu seyn, und zwar heißt die erstere in Catesby Vol. I. T. 43. Aca-cia, abruae folio, triacanthos, capsula ovali vnicum semen claudente. Die andere heißt in Claytons*
Gron.

Gron. Fl. Virg. p. 193. *Acacia triacanthos*, filiquis latis fuscis pulpa virescente subdulci: *Honeg Locust*; welche im Winter gutes Viehfutter giebt.)

30. *Rhus* ist eine ansehnliche Staude, welche sehr häufig auf gutem und schlechtem trockenem Lande wächst, und im Gipfel einen braunen harten Saamen in schönen Trauben trägt, welchen nicht nur die Vögel, sondern auch die Indianer essen, welche auch die Blätter ein wenig am Feuer dörren, und statt des Tobacks brauchen. Etwas von dieser Staude wird zur Farbe gebraucht, ich vermuthe, die Beerlein, die, wenn sie noch frisch gerieben werden, die Finger etwas braun machen. Die Steinchen in dieser braunen zarten Schale sind hart, wie natürliche Steinlein. Die Blätter werden im Herbst braun.

(Scheint *Rhus glabra* *Linn. sp. 3.* *Rhus baccis rubentibus foliis ferratis.* *Clayt. Fl. Virg. p. 148.* zu seyn.)

31. *Acer vulgaris*, hier *common Mapple* genannt, wächst in sehr niedrigem Grunde auf nassem und fettem Erdreiche, ist hoch und etwa einen Schuh dicke, hat eine weiße Rinde, gleich den Birken, sehr weiß geschlacht Holz, weißer als in Deutschland, und gar früh im Frühlinge sehr zarte rothe Blüthe in Büschen, als wenn viel rothe Seidenfäden zusammengelegt wären, davon der Baum über und über bedeckt ist. Das Laub ist den Gummibäumen ganz ähnlich, zackicht und rund, doch nicht so groß, als das Laub von den Gummibäumen. Der Saame wächst in dünnen Schoten, wie bey den Schwammeschen, die im Wasser wachsen.

(Diese

(Diese Gattung *Acer* Linn. *sp.* 3. ist *Acer Virginianum*, folio maiori, subtus argenteo, supra viridi splendente, *Catesb. Car. I. T. 62.* *Acer* folio palmato angulato, flore fere apetalo sessili, fructu pedunculato corymboso, *Gron. Fl. Virg. p. 41.*)

32. Es findet sich noch hier ein dicker, hoher und stachlichter Baum, welchen die Engländer Prickly-*Ush* nennen, der aber mit der Esche nichts ähnliches als die Rinde hat, welche zur Linderung der Zahnschmerzen gebrauchet wird, daher dieser Baum auch *Tooth-ach-Tree* genennet wird; er wächst auf mittelmäßig trockenem Lande, hat Laub gleich den Pfersichbäumen, und die Aeste viel Dornen, und trägt kleine schwarze Beeren.

(*Tooth-ach-Tree* ist *Zanthoxylum foliis pinnatis* Linn. *sp.* 1. *Zanthoxylum spinosum*, lentisci longioribus foliis, evonymi fructu capsulari, *Catesb. Car. I. T. 26.*)

33. *Arbor venenata trifoliata*, ist eine Art einer giftigen Ranke, welche auf niedrigem nassem Erdreiche wächst, bey den Blättern kleine Stacheln hat, die Bäume hinauf klettert, und sich oben in viele Ranken, gleich den Weinreben ausbreitet. Die Blätter sind dem Jasmin ähnlich; das bloße Anrühren der Ranke vergiftet, noch mehr aber, wenn man in die Stacheln greift, und am meisten, wenn der Saft davon auf den bloßen Leib spritzt, wie leicht bey dem Umhauen der Bäume geschehen kann.

(Diese giftige Ranke ist *Hedera trifolia Canadensis*, *Rhus* Linn. *sp.* 6. *Gronov. Fl. Virg. p. 33.* *Toxicodendron* Dill. *Hort. Elth. 389, 390.*)

34. Ein anderer giftiger Baum wird auf schlechtem gebrauchtem Sandboden gefunden, welcher rauhe Blätter, an den Zweigen Stacheln gleich den Nesseln hat, und eine gelbe Frucht, gleich einer großen Kirsche trägt, welche sehr giftig ist. Er hat schwarzes sehr köstliches Holz, welches gesägt nach England gebracht, und zu kostbarer Tischlerarbeit gebraucht wird. Nicht nur die Frucht, sondern auch der Saft und die Blätter des Baumes sind giftig und corrosivisch, dergestalt, daß, wenn etwas von dem milchgleichen Saft ins Auge kömmt, man fast blind wird; er zieht Blasen auf der Haut, und brennt Löcher in die Leinwand. Von den Regentropfen, welche von den Blättern auf das Rindvieh fallen, gehen die Haare aus, und in dem Schatten dieses giftigen Baumes wächst nichts.

(Diese hier beschriebene Pflanze ist die wegen ihrer äußerst giftigen Natur bekannte Mancinella oder Hippomane *Lin.*)

35. Mispel wächst hier sehr häufig auf Eichen, Gummi- und Tupelobäumen, sonderlich aber auf den Wassereichen, welche als Büsche und schlechte Bäume im Wasser wachsen, davon das Holz zu nichts nütze ist. Die Blätter und Früchte des Mispelstrauches sind denen in Deutschland völlig gleich.

36. Die Weyden wachsen hier am Wasser und nassen Gegenden, sind sehr gebräuchlich, und zu nichts zu gebrauchen. Sie sehen den Weyden in Deutschland ganz gleich. Zähne Weyden giebt es hier keine.

37. Wilde Haselnüsse haben den Namen von den Blättern und Blüthen, welche den Haselnüssen gleich sind. Die Frucht aber hat in der Schale ein Steinchen,

chen, darinnen ein schwarzer länglichter Kern mit einem weißen Flecken ist. Einige Büsche werden Armsdicke, aber keine Bäume.

(Diese Pflanze heißt Hamamelis, *Linn. spec. p. 124.* welche Clayton *Fl. Virg.* auf eben hier besagte Weise beschrieben, und Catesby *Vol. III. T. 2.* abgezeichnet hat.

38. Hundsholz, *Cornus femina*, ist ein gegen neun Zoll dicker Baum voller Aeste, fast von unten auf, wächst sehr häufig, haben zartes bräunliches Holz, welches im Trocknen sehr dauerhaft ist, in der Nässe aber leicht faulet. Die Blüthe ist einer großen Aepfelblüthe gleich, bedeckt fast den Baum, und giebt ihm eine große Zierde. Die Früchte sind rothe harte Beeren, vier oder fünf neben einander auf einem Stengel.

(Ist *Cornus inuolucro maximo, foliolis obverse cordatis, Linn. spec. I. p. 117.* *Cornus mas. n. 1.* Clayton. *Virg. p. 17.* Catesby *Vol. I. T. 17.*)

39. Weißdorn wächst in hohen Büschen, auf magerem Lande sehr häufig, hat viel Stacheln und kleine wohlschmeckende Aepfel. In den niedrigen nassen Gegenden giebt es auch eine Art fast gleicher Aepfelchen, die gar zeitig im Frühlinge reif werden, und gut zu essen sind. Die Weißdornenbäume aber haben erst im October zeitige Früchte, doch haben beyde Arten mehr Stein, als Fleisch.

(Der Weißdorn ist *Crataegus Linn. sp. 3. Mespilus foliis Apii, fructu rubro parvo, spinis longis acutis.* Cockspur-Hawthorn Clayton. *Fl. Virg. p. 54.* Da die andere Art *Mespilus foliis oblongis mucronatis laete virentibus, subtus incanis, pomis parvis rubentibus*

bentibus dulcibus, racematim congestis. Clayton. Virg. p. 55. Crataegus Linn. spec. 5. zu seyn scheint.)

40. Rothe, gelbe und weiße Birken, wachsen hier häufig, doch nur am Wasser und in niedrigen Gegenden, so hoch und dicke, als in Deutschland, sehen ihnen auch in allem gleich, nur in der Dauerhaftigkeit sind sie unterschieden; da die unsern sehr gebrechlich sind, und geschwind faulen. Es dürfen keine Reifen aus Birken nach Westindien geschickt werden.

41. Eine unbekannte Art Bäume (Umbrella genannt) wächst am Savannahflusse herum, deren Laub den Linden in Deutschland, und die Rinde den Birken gleicht. Sie tragen lange Schoten, darinnen aber keine Beere oder Früchte, sondern nur ein gleichsam geflügelter unscheinbarer Saame sind.

(Umbrella heißt sonst auch eine Gattung Magnolia, welche aber in Ansehung der Frucht die hier beschriebene Pflanze nicht seyn kann. Da von der Beschaffenheit der Blume hier gar nichts gemeldet, und die Frucht selbst allzu unzulänglich beschrieben ist, so ist es auch fast nicht möglich, mit einiger Gewißheit zu muthmaßen, was für ein Baum hier gemeinet sey.)

42. Kohl oder Krautbäume wachsen bey der See, sind etwa sechzehn Fuß hoch, und einen Fuß dicke. Die Blätter sind wie Degenklingen, davon man das Mark, als den besten Kohl, isset, welches auch sogar sauer eingemacht wird. Die untern Blätter fallen nach und nach ab, hingegen wachsen die neuen immer weiter in die Höhe. Das Herz dieses Kohlbau-

stehenden Degen gleichen Blättern, die auch so steif, spizig und scharf sind, daß man jemand damit beschädigen könnte.

(Dieser Kohlbaum engl. *Cabbage-Tree*, ist eine Art Palme, welche *Sloan. Jam. T. 215.* abgezeichnet, und genau beschrieben, unter dem Namen *Palma altissima non spinosa fructu pruniformi minore racemoso sparso.*)

43. Stechpalmen, eigentlich *Aquifolium baccis luteis*, ist ein nicht hoher und eines Fußes dicker Baum, von unten auf voll Aeste, trägt rothe Beeren, und ein dickes immer grünes Laub, welches um jedes Blatt herum einige Stacheln hat. Das Holz ist gelblicht, wie Pappelholz, und dauret nicht in der Masse. Die Beeren sind erst im Winter reif.

(Ist das gemeine *Aquifolium*. *Ilex Linn. sp. 1. p. 125.* welches sowol in Europa, als auch dem nördlichen America wächst.)

44. Myrthenstaude wächst einen Fuß dicke um die See herum, bey uns auf niedrigem gutem Lande, im Fornwalde, wo feuchter Boden ist, in gar niedrigen Büschen; doch sind die Beeren alle gleich, nur reichlicher an der See. Aus Mangel eines Feuersteins sollen die Indianer das Myrthenholz so lange an einander reiben, bis es raucht, und endlich brennt. Die gleichsam verzuckerten Beerlein sitzen erst gleich den Perlen um die Aeste, und sind im October reif. Geschickte Hände können in einem Tage viel sammeln, weil sie solche nur mit den Blättern abstreifen dürfen. Sie werden in Wasser gekocht; der Saame setzt sich an den Boden, oben schöpft man, gleich anderem Fette, das ausgekochte grüne Wachs ab, und
läutert

läutert es hernach durchs zweyte Kochen. Es ist ein schönes, bitter riechendes und brauchbares Wachs.

(Dieser Busch, engl. Candle-berry-Myrtle, ist eine *Myrica Linn. sp. 2. p. 1024.* und heist bey *Catesby Vol. I. T. 69. Myrtus brabanticae similis Caroliniensis baccifera, fructu racemoso sessili monopyreno*, welcher von dem daraus bereiteten Wachs ausführlich daselbst handelt.)

45. Brombeersträuden sind hier auch eine große Menge, welche kleine und große, schmackhafte und unschmackhafte Früchte tragen. Wenn ein sonst gebauetes gutes Feld nicht wieder gebauet wird, so wird es in wenig Jahren gleichsam mit Brombeersträuchen überzogen, welche schwer auszurotten sind.

46. *China occidentalis*, ist eine rothe wohlriechende Wurzel, welche einige Leute unter ihr Hausbier kochen. Sie treibt eine Art dornichte Ranken hervor, welche sich an den Bäumen hinauf winden, eines starken Fingers dicke sind, und schwarze süße Beeren tragen, die man isset. Diese große ansehnliche Wurzel wächst auf gutem Lande so häufig, als *Sassafras*. Es giebt einige Arten derselben.

(Eine Art *Smilax*, davon außer derjenigen Gattung, welche *Sarsaparilla* genennet wird, und eine stachelichte Ranke hat, auch noch einige andere Gattungen in Nordamerica wachsen.)

47. Wilde *Castanien* wachsen nicht auf Bäumen, sondern an niedrigen Büschen, welche ein ansehnlich Laub, und schöne rothe länglichte neben einander stehende Blüten haben. Sie tragen nicht so viel Früchte, als Blüten, sondern man sieht an einer Staude nur eine, zwey bis drey Früchte; in einer

500 Nachrichten und Anmerkungen

Schale stecken drey bis viere solcher Castanien, welche den europäischn ganz ähnlich sind. Man braucht die Wurzel mit heißem Wasser statt der Seife zum Waschen der wollenen Bettdecken und Röcke.

(Diese hier beschriebene wilde Castanie heißt engl. *Scarlet Flowering*, *Horse Chesnut*, welche Linnäus in seinen neuesten Schriften mit dem *Hippocastanus* in ein Geschlecht unter dem Namen *Escaulus* bringt, *Floribus actandris Spec. 2. p. 244.* da er solche sonst als ein besonderes Geschlecht mit dem Namen *Pavia* angeführet.)

48. Gute große Castanien, wie in Europa, wachsen hier unten nicht, sondern oben unter den Indianern, welche den europäischn ganz ähnlich sind.

(Die eigentliche europäische Castanie wächst wol nicht in America, sondern eine andere Art, welche *Catesby Vol. 1. T. 9.* unter dem Namen *Castanea pumila Virginiana* abgezeichnet hat.)

49. Baumwolle wächst nicht auf Bäumen, sondern auf Büschen, welche rothe und weiße Blüthen, und die schöne weiße Wolle in einer verschlossenen weichen Schale, einer großen welschen Nuß oder Hüneren gleich haben, welche aufplatzt, und die Wolle mit den darauf befindlichen grünwollichten Saamen zeigt. Sie wächst sehr gern, und trägt reichlich.

(Diese Gattung scheint *Gossypium frutescens, folio trilobo, Barbadense. Pluk. Almag. 172. T. 188. f. 1.* und *Gossypium foliis trilobis integerrimis Linn. sp. 2.* zu seyn.)

50. Holderbaum ist hier, wie in Deutschland, am Stamme, Blättern und schwarzen Beeren, welche auch hier zu einer sehr guten Latwerge dienen. Er wächst

wächst wild und zahm, und pflanzet sich durch die Wurzeln so häufig fort, daß er fast nicht auszurotten ist.

(Ist der gemeine Sambucus fructu in umbella nigro *Baub. Pin. 456.* der ebenfalls in Nordamerica wächst. *Gronov. Fl. Virg. p. 34.*)

51. Palma Christi s. Ricinus Americanus, ist hier eine ansehnliche Staude, zwölf und mehr Fuß hoch, auf gutem trockenem Lande, und bekömmt von unten auf breite mit breiten Blättern bewachsene Zweige. Die Blätter sehen den Rotheichen ähnlich, doch viel breiter, auf dem Gipfel und zwischen den Zweigen und Blättern wächst eine sehr schöne Traube gerade in die Höhe, welche voll Kerne, den kleinen Coffeebohnen gleich steckt, die ein gewisses Del geben, davon diese Staude auch ein Delbaum genennet wird. Der Saame purgiret sehr heftig, und die Blätter braucht man in Kopfschmerzen. Diese Staude wächst gerne bey den Häusern und Höfen, wo Menschen und Vieh aus- und eingehen, und nachdem das Erdreich fett ist, ist auch ihre Größe. Sie wird von keinem Vieh beschädiget. Die Hühner halten sich gern darunter auf.

(Diese hier beschriebene Staude, welche vom *Clayton Flor. Virg. p. 119.* Ricinus foliis maximis in altitudine sex aut septem pedum assurgens, fructu oleoso tricocco, ist von dem gemeinen Ricinus unserer Gärten, wo er aber nur wie ein Kraut, ein Jahr durch dauert, nicht verschieden.)

52. Palmetobaum wächst gegen die See zu, oder so weit das Salzwasser geht, er wird über einen Fuß dicke, und zwölf bis vierzehn Fuß hoch, auch wol

höher. Der Stamm und Baum hat eigentlich keine Blätter, sondern statt der Rinde von unten bis oben lauter Schuppen, und ist der ganze Stamm wie ein Pelz, daß man keinen Spahn daraus hauen kann. Dieser Stamm muß doch dauerhaft seyn, weil man Gartensäulen daraus macht, und zwar nicht aus Noth, sondern mit Fleiß und Kosten. Am Gipfel sind die grünen Blätter gleich den Windsäckern der Frauenzimmer. Diese Blätter werden von armen Leuten an der See zum Decken ihrer Hütten gebraucht, so wie etwa in Deutschland das Stroh dazu gebraucht wird. Der Gipfel hat ein süßlich schmeckendes Mark, welches gegessen wird. Es giebt auch bey der See Palmeto Büsche, nur 18 Zoll oder 2 Fuß hoch. Sie wachsen in niedrigem wässerichem Lande sehr häufig. Die alten Palmetoes treiben einen Stengel von 4 bis 8 Fuß, und eines Fingers dicke hervor, davon der Saame in schwärzlichen runden Beeren wächst, der zu nichts gebraucht wird. Das Land, worauf es wächst, wird für sauer und unfruchtbar gehalten. An den niedrigen Palmetoes im Jorwalde, giebt es größere Beeren.

(Palmeto-Tree ist *Palma folio plicatili flabelliformi Raii Hist. 1366. Borassus Linn. spec. T. II. p. 1187.*)

53. Seidengras (*Aloë Americana*) ist eine Straude, und wächst auf gutem trockenem Lande in Büschen, und hat 30 bis 50 Blätter, welche ohngefähr 2 Fuß lang, 1 Zoll breit, und mit zarten weißen Schnürlein eingefast sind, die sehr zähe sind und statt des Bindfadens gebraucht werden. Man macht auch Stricke davon, gleichwie von dem vorgedachten Palmeto

meto an der See schöne Stühle und Hüte auch Mat-
ten verfertigt werden. Die alten Seidengrasbüsche
treiben jährlich einen Daumen dicken Stengel in die
Höhe, der keine Blätter, sondern oben eine majestä-
tische Krone trägt, die viele Lilien ähnliche weiße gar
vortreffliche Blumen hervorbringt, in welchen der
Saame wächst. Der Stengel wird 6 Fuß hoch. Es
wird nicht gepflanzt, sondern wächst wild. Die Wur-
zel kann statt der Seife gebraucht werden.

(Dieses Seidengras, englisch Silkgras, ist
*Yucca foliis lanceolatis acuminatis integerrimis, mar-
gine filamentosis, Gronov. Fl. Virg. p. 152. Linn.
Spec. 4.*)

54. Rosenbüsche wachsen hier im Walde und
Garten sehr gerne. Die wilden sind nur einfach, ha-
ben bleichrothe Blätter, riechen stark und kräftig.
Der Saame ist in rothen, doch kleinen Hagebutten,
wie in Deutschland.

(Unsere gemeinen wilden Rosenbüsche scheinen von
diesen hier beschriebenen Büschen nicht verschieden zu
seyn.)

55. Cassinitheebäume wachsen häufig am Salz-
wasser nach der See zu, auch oben am Savannah-
flusse zwischen andern wilden Bäumen und Büschen.
Die Indianer pflanzen sie in ihren Dörfern, kochen
die Blätter grün, und trinken das Wasser alle Mor-
gen zur Gesundheit. Es wächst auf Stauden, die
auch zu Bäumen 7 Fuß hoch und Arms dicke werden.
Die Europäer rösten diesen Cassinithee in einer Pfan-
ne, bis die Blätter, welche etwas größer, als der
orientalische Thee sind, lichtbraun werden, wer ihn
gewohnt ist, trinkt ihn so gern, auch auf die Weise,

und mit so gutem Effect, als den Thee, so aus Ostindien kömmt. Er trägt Saamen in kleinen Beeren, die schwarz und glatt sind. Die Bäume sind Sommer und Winter grün.

(Cassinithee ist *Cassine vera Floridanorum arbuscula baccifera*, alaterni fere facie, foliis alternatim sitis, tetrapyrene *Catesb. Car. Vol. II. p. 57. T. 57.* bey *Linnao* *Ilex foliis ovato-lanceolatis ferratis, spec. 2.* wohin auch *Aquifolium Carolinense*, foliis dentatis, baccis rubris *Catesb. Car. Vol. I. T. 31.* als eine Abänderung gehöret.)

56. Es wachsen in unserer Gegend lange Bäume, deren Stamm wie bey den Locustbäumen voller Stacheln ist. Inwendig ist ein Mark, wie in den Hollunderbäumen; haben nur ihre Aeste am Gipfel, wie eine Krone, auf welcher ein schöner Busch Blumen wächst, daraus ein kleiner Saame, gleich den kleinen Wacholderbeeren wird. Dieser Baum, der 8 bis 10 Fuß hoch wird, zeigt sich sehr schön.

(Scheint *Angelica baccifera*, s. *Aralia arborescens spinosa Clayton* zu seyn. *Gronov. Fl. Virg. p. 34.* *Aralia arborescens*, caule foliolisque aculeata. *Linn. sp. 1.* Englisch *Gumbriar.*)

57. *Phytolacca Americana*, eine Staude von schönem Ansehen, etwa 6 Fuß hoch, und so dicke, wie ein Kohlstengel, und ganz roth, die schwarze schöne Beeren in Trauben trägt, in welchen ein glänzender schwarzer Saame steckt. Man braucht den Saft der Beeren zur rothen Dinte, die Blätter, wenn sie jung sind, zur Speise wie Kohl, und den Saft der Wurzeln, welche sehr dicke und lang sind, zur Arzney in gewissen Fällen, sonderlich zum Purgieren. Die
Staude

Staupe verdirbt alle Jahre, und wächst im Frühlinge aus der alten Wurzel wieder hervor. Sie wächst auf gutem fettem Lande wild. Es giebt deren allenthalben so viel, daß sie wie Unkraut geachtet werden.

(Ist die nun in den europäischen Gärten so bekannte gemeine *Phytolacca*, welche englisch American Night Shade, oder Pork-Physic genennet wird.)

58. Franzosenkraut ist eine gar gemeine dunkelgrüne Staupe, welche sehr häufig auf altem vorhin gebauetem Lande steht, und fast nichts als lauter sehr harten Saamen trägt. Es sieht an Blättern und Saamen dem Spinat etwas ähnlich, wächst zu einer Höhe von sechs Fuß. Der Daumen dicke Stengel und die Wurzel ist hart, wie Holz. Die Engländer brauchen die grünen Gipfel des Stammes und die Zweige zur Arzney, die Würmer abzutreiben. Die Wurzel wird von den Indianern in Kopfweh gerühmet. Die ganze Pflanze hat einen widrigen Geruch.

(Diese Pflanze scheint keine andere zu seyn, als *Chenodium Ambrosioides Mexicanum*: *Botrys praealta fructicosa, foliis longis laciniatis, Clayt. Flor. Virg. p. 28.* welcher dieser Pflanze ebenfalls die Eigenschaft, die Würmer auszutreiben, beylegt. p. 145.)

59. Mayäpfel (*Granadilla, flos Passionis*) wachsen auf einem von Bäumen und Büschen gesaubertem Lande, an einer langen, dünnen Ranke, läuft an der Erde hin, oder an die Zäune und Büsche hinauf. Die Blüte ist blaulicht und sehr schön, die Äpfel

506 Nachrichten und Anmerkungen

länglichlich, und so groß, wie ein Hüneren, anfangs grün, die, wenn sie reif sind, gelb werden, haben inwendig einen säuerlich süßen Saft, und viele schwarze Kerne.

(Welche Gattung dieses weitläufigen Geschlechtes hier gemeint sey, ist schwer zu bestimmen, da die Blätter nicht beschrieben worden.)

60. Eine mäßige Staude findet man hier von einer geringen Dicke, deren Zweige sich ziemlich ausbreiten, um welche sowol als um den Stamm sehr viel blaue Beeren, gleich den Perlen, fest und dicht in einander sitzen, und der Vögel Speise sind. Das Laub ist dem Laube der Apfelbäume nicht ungleich.

(Diese Staude ist ohne Zweifel *Callicarpa* Linn. *Sp. Plant. T. I. p. 111.* welche vom *Catesby Vol. 2. p. 47. Tab. 47.* abgezeichnet worden.)

61. Hopfen wächst hier so gerne als in Deutschland, und ist eben so kräftig. Es giebt auch wilden Hopfen, der auf niedrigem feuchtem Lande wächst, in die Bäume hinauf läuft, und niedrige Büsche ganz überzieht. Er sieht den zahmen ganz ähnlich.

62. Man findet auf gutem trockenem Lande Bäume, sechs Zoll dick und etwa achtzehen Fuß hoch, die in einem Gewächse, das dem Hopfen ähnlich sieht, ihren Saamen, der einem Haberkorne gleich ist, tragen. Rinde und Laub ist gleich den Hagenbuchen in Deutschland. Das Holz ist so zart, als Holz von Aepfel- und Birnbäumen, ist hart und glatt, und wird zu Hobeln und anderem Werkzeuge gebraucht.

(Aus

(Aus der Beschreibung der Frucht und Laub erhellet, daß hier *Carpinus squamis strobilorum inflatis*, *Gron. Fl. Virg. p. 118.* gemehnt sey.

63. Furred-Bay ist ein gemein Bäumlein, nicht gar hoch, hat breite Aeste, klein Laub, wie die Heidelbeeren, braune Rinde und lichtbraun Holz, die Wurzeln und das Holz ist das härteste im Lande, und härter als Hundsholz. Die Tischler und andere Handwerksleute machen Handschlägel davon, die nicht leicht spalten, oder sich abrußen. Diese Bäume haben viel schwarze Beeren, wie kleine Erbsen, die süßlicht, doch ohne Saft sind. Einige brauchen sie zur Arzney in Durchfällen.

(Nach der Beschreibung der Blätter und Frucht kömmt dieses Bäumlein mit der zweyten Gattung *Sideroxilum Linn. p. 193.* überein.)

64. Tobak wächst hier so gern und gut, als in Virginien, auf wohlgedüngtem Lande. Er wird nur abgenommen, getrocknet und in Büschlein gebunden, da er denn des Spinnens nicht bedarf. Die Würmer thun ihm großen Schaden, wo sie nicht alle Morgen abgelesen werden, welches die größte Mühe macht.

65. Es wächst hier viel niedriges und hohes Rohr, dergleichen man in Deutschland nicht hat. Auf dem niedrigen Lande, das zuweilen vom Flusse überschwemmet wird, wächst das längste und dickste bis dreyßig Fuß lang und Arms dick, so steif und gerade, daß man es zu Fischstangen braucht. Arme Leute nach der See zu brauchen es statt der Latten, darauf sie statt der Schindeln die Palmetoblätter decken.

Diese

Diese langen Rohre stehen zwischen Eichen und andern Laubbäumen, sind inwendig hohl, auswendig glatt, wie ein Spiegel und hart zu schneiden. Die Höhle geht von einem Knoten oder Gewächse zum andern, welche Knoten etwas mehr oder weniger als einen Fuß von einander haben. Das Rohrlaub ist gegen den Gipfel zu, unterhalb aber ist der Stengel glatt. Auf niedrigem Lande, das öfters überschwemmet wird, steht dieses Rohr viel dichter neben einander, wird aber nicht so lang und dichte, als das vorige; in den sogenannten Schwämmen oder niedrigen wäsrichten Gegenden, die doch fett Land haben, wächst niedriges Rohr, 1, 2 bis 3 Fuß hoch, und sehr dicht neben einander. Dieses Rohr ist sehr gut Futter für die Pferde und Rindvieh, welche im Winter, wenn das Gras im Fornwald zu hart ist, darinnen weiden, es aber auch nach und nach austilgen, es wächst nicht gerne nach, wenn es das Vieh abgefressen, und die Wurzeln zertreten hat. Die mittelmäßigen Rohre haben im Frühlinge Blüthen, wie der Weizen, sie tragen aber selten Früchte.

(Die große hohe Art Rohr ist *Arundo maxima* Clayt. Flor. Virg. p. 137. die andere, *Arundo minor* Clayt. *Arundo panicula laxa, calycibus quinquefloris.* Linn. Sp. 3.)

Von Feld- und Gartenfrüchten.

66. Das indianische Korn ist eine Mehltreiche und gute Frucht, die auf allerley trockenem Lande wächst; der Saame wächst an langen zolldicken Stengeln in Kolben, welche 8 bis 10 Zoll lang, und
2 Zoll

2 Zoll dicke sind, deren einer, zwey, und wenn das Erdreich fett ist, auch wol drey an einem Stengel sind, so daß, wenn im Bau desselben gehöriger Fleiß angewendet wird, dieses Korn fast tausendfältig rrägt. Eine Art dieses Kornes hat ganz weiße Körner, die voll Mehl sind; eines hat etwas gelbe Körner, die in der Mitte weiß und zartes, an der Seite aber etwas hartes Mehl haben, welches man gerne zu Grütze brechen läßt. Die letztere Art heißt um deswillen Flintsteinkorn, und hält sich länger als die erstgedachte Art. Es giebt noch eine Art, die hat feuerrothe Körner, dessen aber wenig gepflanzt wird. Das kleine gelbe Korn mit kurzen Stengeln und kurzen Kolben, welches vor verschiedenen Jahren aus England gebracht worden, ist völlig bey Seite gethan. Man pflanzt das indianische Korn in der Mitte und bis zu Anfange des May in Löcher, 4 bis 5 Fuß weit von einander, 3 oder 4 Körner in ein Loch; wenn es einen Fuß oder darüber hoch ist, werden Bohnen, Kürbse, Wasser- und Zuckermelonen darzwischen gepflanzt, so daß hernach, wenn sich die Bohnen und Blätter der Kürbse ausgebreitet, kein Erdreich mehr zu sehen, sondern als mit grünen Tapeten bedeckt ist. Am Ende des Augusts, oder Anfange des Septembers, werden die Hülsen oder äußerlichen Schalen gelb, da dann der obere Theil des Stengels mit den Kolben nach der Erde unterwärts gebogen wird, damit sie recht austrocknen. Man kann sie so bis in den Winter hinein hängen lassen.

(*Lea Linn. Frumentum indicum Mays dictum Bauh. Pin. 25. Theatr. 490.*)

67. Indianische Bohnen werden, wie gedacht, zwischen das indianische Korn gepflanzt, breiten sich auf der Erde aus, und laufen die Kornstengel hinauf, so daß alles davon überzogen ist. Es giebt zweyerley solche Bohnen, rothe und weiße, mit einem schwarzen Flecke, beyde Arten tragen sehr reichlich, die erstere Art aber am reichlichsten, welche man gerne für das Vieh, und die andere mehr zum Essen pflanzt. Sie grünen, blühen und tragen immer neue Schoten, bis der Frost im October alles gleichsam verbrühet; ehe der Frost kömmt, läßt man alles Rindvieh in die Felder, die Blätter von den Kornstengeln, das grüne Bohnen- = Potatoes- und Kürbtslaub abzufressen, welches sonst durch den Frost gleich verdorben wird.

(Die eine Art ist *Phaseolus vulgaris*; die andere, *Phaseolus flore coccineo*. *Bauh.*)

68. Die Kürbse, welche man auf die Korn- und Bohnensfelder pflanzt, sind hier größer und schmackhafter als in Deutschland, tragen reichlich, wollen aber gut Land haben, man braucht sie zu Speisen für Menschen, und im Winter zum Futter für das Vieh.

69. Indianische Erbsen wachsen auf allerley Lande, gut und schlecht, sind weiß, klein und rund, und haben gleich den Bohnen ein schwarzes Fleckchen.

70. Zwischen das Korn werden auch hie und da einige Melonen gesetzt, welche im heißesten Sommer im Junio und Julio reif werden. Es giebt verschiedene: 1) Wassermelonen, die voll eines süßen Saftes und eine große Erfrischung zur heißen Sommerszeit sind; einige sind inwendig weiß, einige roth, und haben

ben auswendig eine ganz grüne Schale; man hat auch eine kleine Art mit sehr kleinen Körnern. 2) Zuckermelonen sind aus- und inwendig gelb wie Wachs, haben einen sehr süßen angenehmen Geschmack, sie wachsen ziemlich groß, doch meistens sind sie etwas kleiner, als die Wassermelonen. Es ist hier noch eine kleine Art Zuckermelonen, gleich den größten Citronen oder Pomeranzen, die sehr schön aussehen und wohl riechen.

(Die zwey ersten Gattungen sind nur Abänderungen der gemeinen Melone. Die kleine letztere Art scheint *Melo variegatus*, *aurantii figura*, *odoratissimus* Dillen. *Elth. T. 177. F. 218.* zu seyn, welche beym Linnæo *Cucumis Spec. 5.* ist.)

71. *Potatoes* sind eine Art länglichter Erdäpfel, oder süßlich und angenehm schmeckende Wurzeln von verschiedener Art. Einige haben eine bräunliche Haut, und inwendig sind sie weißgelb; diejenigen, welche zu Anfange des Märztes gepflanzt werden, werden auf neuem guten Lande bis 4 Zoll dick und 4 bis 6 Zoll lang und ganz glatt. Man pflanzt nur die Wurzel in zolllange Stückchen zerschnitten im Anfange des Märztes, in länglichten Graben und kleinen Hügel aufgeworfener Erde. Diese Wurzel ist wohl schmeckend, sättiget sehr, erwecket bey Leuten, die nicht stark arbeiten, Verstopfung und Blähungen, wird in der Asche oder in einem Backofen gebraten, im Wasser gekocht, oder in einem zugedeckten Topfe gedämpfet, und, so warm als kalt, gleich Brodte gegessen; sie geben auch sehr starken Branntwein. Diese ist beschriebene Art ist die beste und gemeinste, wächst
auf

auf allerley magerem und trockenem Erdreiche; es giebt auch weiße Potatoes, die jenen an Geschmack aber nicht gleich kommen. In den niedrigen wäsrichten Gegenden im Walde findet man wilde Potatoes, welche man auch essen kann, man läßt sie aber doch den Schweinen. Eine Art Potatoes ist erst vor wenig Jahren an unsern Ort gebracht worden, welche roth sind, wie rothe Rüben, und rund, wie zwey geballte Fäuste, haben unter sich sehr viele Wurzeln.

(Diese verschiedene Gattungen Potatoes, oder Batatas, sind Abänderungen von einer Gattung Winde, welche *Convolvulus foliis cordatis angulatis, radice tuberosa esculenta*, Linn. Hort. Cliff. 67. Plant. Sp. T. I. n. 7. Catesby hat außer erstbemeldten Gattungen noch einige andere namhaft gemacht. Carol. Vol. II. T. 60. als Common, Bermudas, Brimstone, Carrot und Claret Potatoes. Unter den hier beschriebenen Arten werden diejenigen, die inwendig weißgelb sind, Brimstone Potatoes, die weißen Bermudas Potatoes, und die rothen Claret Potatoes vom Catesby genannt. Die wildwachsenden scheinen die Carrot Potatoes des Catesby zu seyn, welcher auch die weißen, oder Bermudas Potatoes, deren ebenfalls Clayton Fl. Virg. p. 141. gedenket, denen gelblichten, oder Brimstone Potatoes, in Ansehung des Geschmacks vorzieht. Von denen Common Potatoes geschieht hier keine Meldung.)

72. Erdnüsse wachsen in Gestalt einer kleinen Kugel in der Erde, in einer dünnen, aber doch harten Schale, die nicht viel härter und dicker als eine Eierschale

schale ist. - Der Kern ist wie eine große Cofseebohne. Man bratet sie im Backofen, oder unter der Asche, da sie einen guten Geschmack fast wie Haselnüsse haben. Sie wachsen sehr reichlich.

(Diese Erdnüsse scheinen *Glycine radice tuberosa* Linn. Cliff. 361. Gron. Virg. 85. zu seyn, welche sonst auch *Apios Americana* genannt wird.)

73. Reiß ist die einträglichste Frucht hier zu Lande, und wächst in niedrigem, feuchtem Lande und im Wasser selbst, da anfangs nur die Spitzen, und hernach die Aehren aus dem Wasser heraus stehen; er wird in lange Furchen sehr dünne gesäet, weil aus einem Korne viele starke Halmen, etlichemal so dick, als Weizenstengel werden, und man zwischen dem in einer Reihe aufgewachsenen Reiß das Gras weghauen muß. Reiß ist vor anderem Getreide am leichtesten zu pflanzen, und belohnet die Arbeit am meisten: weil er aber auf so niedrigem nassem Lande gepflanzt und behauen werden muß: so ist diese Arbeit vielen Europäern, besonders Frauenspersonen, ungesund. Auf gutem Lande wächst er sehr hoch, und trägt sehr reichlich, und ist sehr leicht zu dreschen; am Ende des März bis in den May wird er gesäet, und im September ist er reif, der späte aber im October. Wir haben eine Reißschälmaschine und Reißstampfe, welches das Reißpflanzen sehr erleichtert. Außer diesen Maschinen, die das Wasser treibt, gehört sonst diese Arbeit für die Neger, welche ihn mit der beschwerlichsten Arbeit auf einer hölzernen Handmühle schälen, und in einem hölzernen Mörser stampfen müssen. Er misrät hier selten, es müßte ihn

denn die anhaltende Hitze verbrennen, wenn er im Felde steht; oder die Masse verderben, wenn er abgeschnitten worden. Man kann alles vom Reisse brauchen, den guten ganzen Reiss zum Verkaufe, den gebrochenen zum eigenen Gebrauche, den Staub vom Stampfen für die Schweine, die Hülsen für die Pferde unter anderem Futter, das Stroh fressen die Kühe und Pferde, wie Heu.

74. Indigo ist zu Kriegszeiten in Carolina viel gepflanzt worden, weil alsdenn der Reiss nicht stark abgeht; seitdem aber der Preis des Reisses wieder gestiegen, so wird das Pflanzen des Indigo fast ganz versaumet, wovon verschiedene Ursachen angegeben werden. Er geräth nicht allezeit wohl, und hat alsdenn in London einen schlechten Preis; die Verfertigung des Indigo ist eine stinkende und ungesunde Arbeit. Vom Reisse kann man alles gebrauchen, von dem Indigo aber weiter nichts, als die bloße Farbe, welches denen, so Vieh haben, sehr unbequem ist. Es scheint auch, daß man ihn hier nicht so gut als bey den Spaniern und Franzosen machen, auch nicht so wohlfeil als dieselben geben könne. Der Indigosaamen wird nach den Frösten im Frühlinge, auch in Reihen, wie der Reiss, gesäet, und, wenn die Blätter zeitig genug sind, abgeschnitten, in große Fässer oder Tröge gelegt, und kalt Wasser darauf gegossen, welches, wenn er gähret, abgezapfet wird. Der Schleim setzt sich an den Boden, welchen man auffasset, in einen Sack mit einem Zipfel thut, und abtropfen läßt; endlich wird er auf große Breter geschüttet, aus einander gebreitet und im Schatten getrocknet. Es wächst auch hier viel Indigo wild in
den

den Fornwäldern, wovon der blaue, härteste und beste Indigo gemacht werden kann, er giebt aber sehr wenig, und verlohnt sich nicht der Mühe. Einige haben wilden Indigosaamen gesammelt und gesäet, welches sie sehr vortheilhaft gefunden.

75. Sesam ist auch zur Kriegszeit mehr als seit dem Friedensschlusse gepflanzt worden, der Saame wächst sehr reichlich, an einem langen und dicken Stengel, aus welchem Saamen ein Del gepresst wird, welches fast dem florentinischen Olivenöle gleich geachtet, und um ein gut Theil wohlfeiler ist. Unsere Leute, die ohne Negers und mehreren Theils ohne Dienstboten sind, haben genug zu thun, nur Brodt und Zugemüse zu pflanzen, und lassen sich weder in Pflanzung des Indigo noch des Sesam ein.

(Sesamum wird vom Linnæo Coix seminibus angulatis genennet, Tom. II. Spec. 2. p. 972. und heißt auch sonst Gramen dactylum indicum esculentum spica articulata Moris. Sesamum perenne Indicum spica fumentacea.)

Diese oben erzählte Arten der Feldfrüchte sind in Georgien und Carolina die gewöhnlichsten, und gerathen alle Jahre reichlich; wenn eines fehlen sollte, so geräth das andere, es trägt sich aber selten zu, daß nicht alle gerathen sollten, wo treulich gearbeitet, und die rechte Zeit des Pflanzens in Acht genommen wird.

76. Von den europäischen Feldfrüchten werden hier gesäet Weizen, Roggen, Gerste, Haber, Erbsen, Rüben, Kettig, Kohl u. d. gl. Unter allen geräth der Weizen am schlechtesten, weil oft der Kost hineinkömmt, ohne Zweifel, weil sie ihn nicht früh genug

516 Nachrichten und Anmerkungen

pflanzen. Hier aber ist die Schale dick, und das Korn giebt nicht recht weiß Mehl, wie in Europa und den nordlichen Colonien. Linsen, Heidekorn, oder Buchweizen und Hiersen wird hier gar nicht gesäet. Von den beyden ersten weiß ich, daß sie nicht gerathen wollen. Wicken hat man hier auch nicht. Im Walde wächst eine Art wilde Wicken. Hanf und Flachs wächst wol, aber nicht so gut, als in Deutschland.

77. Im Anfange haben einige in ihren Gärten eine Art Flaschenkürbse (Calebasse) genannt, gepflanzt, welches sie ist nicht mehr thun, weil die Blätter, und Blüthen, die ganz weiß sind, nicht nur einen Gestank machen, sondern auch dieses Gewächse schwer auszurotten ist, und andern Schaden thut. Man pflanzt sie entweder an einem schlechten Orte, etwa an einen Zaun, oder gar auf die Gasse, weil sie von keinem Schweine oder andern Viehe beschädiget werden. Die Flaschenkürbse, wenn sie nicht zu groß sind, haben die Form einer Bouteille mit einem Halse, werden sehr hart, und sind wohl zu gebrauchen. Die süßen Flaschenkürbse werden sehr groß, und geben allerley gut Geschirr, erfordern aber auch sehr gut Land und Arbeit, gleich den Kürbsen; hingegen die stinkenden Flaschenkürbse wachsen ohne Mühe auf allerley Erdreiche.

78. Squashes sind eine Art kleiner, grüner, gelber und bunter Kürbse, welche abgenommen und gekocht werden müssen, ehe die Schale hart wird, und schmecken wie Kohl. Wenn sie trocken und hart am Stengel werden, kann man auch allerley kleine Geschirre

schirre zum Trinken und trocknen Sachen daraus machen.

79. In den Gärten werden hier die meisten europäischen Küchenkräuter und gemeinern Arzneypflanzen, eben sowol als in Deutschland gezogen. Wenn aber manches nicht geräth, so ist nicht sowol das Clima und Erdreich daran schuld, sondern man giebt sich zu wenig Mühe, diese Gewächse gehörig zu pflegen. Es fehlt auch an Leuten, dergleichen Arbeiten zu bestreiten, und Tagelöhner sind hier zu kostbar. Man könnte hier alle vier Jahreszeiten einen grünen und nützlichen Küchengarten aus europäischen Sachen haben, wenn nur der gehörige Fleiß, und die rechte Zeit eines jeden Dinges wohl beobachtet würde. Ich will die hiesigen Gartengewächse hersehen, wie sie mir einfallen. Es kömmt hier sehr gut fort: allerhand guter europäischer Sallat, Spinat, Petersilien, Coriander, Salbey, Thymian, Majoran, Weinsraute, Wermuth, Senf, Zwiebeln, Lauch, Knoblauch, Schnittlauch, Cucumern, Endiviensallat, Gartenkresse, Spargel, Saubohnen, Zuckererbsen, Füll, eine Art Erdbeeren; Rosmarin, Fenchel, Hyssop, Melde, Meerrettig, Mangold, Mohlsaamen. Sellerie wächst zwar hier, hat aber nur kleine Wurzeln. Wilder Safran ist vorhanden, der aber wenig Geruch, Geschmack und Farbe hat. Zu dem guten Safran hat man noch keinen Saamen bekommen können. Man bauet auch Pastinatwurzeln, rothe und gelbe Rüben, die aber nicht so groß und wohlgeschmactt sind, als in Europa. Von Bohnen hat man verschiedene Arten, z. E. Bohnen auf niedrigen Büschen, andere Nieren ähnliche Bohnen, die hoch auf Stöcke laufen;

fen; eine Art breite, etwas bunte Bohnen, welche man Chenockeebohnen, nach einigen oben wohnenden indianischen Völkern, nennet, wächst sehr hoch und reichlich, und trägt den ganzen Sommer durch, man heißt sie wegen dieser Fruchtbarkeit tausend Bohnen, sie machen fast den geschwindesten und besten Schatten zu Gärten und Lusthäuschen.

80. Zu den Küchenkräutern gehöret auch noch der sogenannte zahme Ochrus, welcher jährlich aus dem Saamen auf gutem Lande zu einer Staude bis 14 Fuß hoch wächst, und sich in viel Zweige ausbreitet, hat eine schöne einfache aus fünf Blättern bestehende gelbe einfache glockenförmige Blume, inwendig am Stiele ist an jedem Blatte ein dunkelrother Flecken, das Herz ist gleich einem kleinen Glockenschwengel, und gleichfalls gelb, und hat auch einen dunkelrothen Flecken. Die Schoten sind ohngefähr Fingers lang, und über einen starken Finger dick, und haben inwendig viele gleichsam geflügelte Saamenkerne. Man kochet die Schoten grün, dürre aber sind sie nicht zu essen.

(Dieser sogenannte Ochrus, englisch Long-Okra, ist *Ketmia Indica*, folio ficus, fructu pentagono recurvo esculento graciliore et longiore; *Miller. Gardeners Diction. n. 18.*)



III.

Nachricht

von

denen sich nach und nach verlierenden

M ü n z e n

der ausgestorbenen

Grafen von Hohnstein.

Ausgefertiget

von

Friedrich Christian Lessern.

§. I.

Sndem ich vorihö eine bloße Nachricht von denen
Münzen, welche die abgestorbenen und ehemals
berühmten Grafen von Hohnstein haben schla-
gen lassen, an das Licht stelle, so wird es mir hoffent-
lich eben so wenig verarget werden können, als dem
berühmten öffentlichen Lehrer der Geschichte auf der
Georgaugustusuniversität zu Göttingen, Herrn Jo-
hann David Köhler, welchen ich vor einigen Jah-
ren

ren zu meinem größten Vergnügen habe kennen lernen. Ob gleich dieser gelehrte Mann in seinen Münzbelustigungen rare Münzen mit eben so großem Fleiße und ungemainer Belesenheit, als gründlicher Beurtheilung aus den besten Urkunden und Schriften beschrieben und erläutert, welche von der gelehrten Welt so wohl aufgenommen worden, daß man sie auch in die französische Sprache zu übersetzen würdig geachtet: so hat er es doch nach seiner scharfsinnigen Einsicht für nichts vergebliches gehalten, in den Vorreden derselben nach und nach bloße Verzeichnisse von Thalern dieser oder jener Herren mitzutheilen. Haben dergleichen weiter keinen Nutzen, so dienen sie doch Liebhabern der Münzwissenschaft darzu, daß sie daraus sehen können, was für Thaler nach einander von diesem und jenem großen Herrn heraus sind. Nun hat zwar hochbelobter Herr Professor Köhler in dem XIV Theile seiner beliebten Münzbelustigungen in der Vorrede, welche die XI Fortsetzung der Thaler-collektion ist, von den hohnsteinischen Thalern ein Verzeichniß geliefert, weil aber seine Absicht nur auf Bekanntmachung der Thaler, nicht aber anderer Münzsorten gegangen, ich hergegen auf Bracteaten oder Hohlmünzen, wie auch auf andere geringere Sorten hohnsteinischer Münzen mein Augenmerk gerichtet, so wird es verhoffentlich weder von ihm, noch von andern mir übel genommen werden, wenn ich gegenwärtiges Verzeichniß dem gemeinen Wesen durch den Druck bekannt mache. Es ist solches um so viel mehr nützlich, sie bey der Nachwelt im Gedächtnisse zu erhalten, je rarer sie werden, da wegen ihrer innerlichen Güte sie von beschnittenen und un-

beschnit-

beschnittenen Juden mit großer Begierde, dergleichen kaum Raubvögel nach ihrem Fraße haben können, aufgetrieben und eingeschmelzet werden. Ich habe Stoff genug aus historischen, genealogischen, heraldischen und andern Urkunden und Schriften gesammelt, woraus ich Erläuterungen solcher Münzen auf eben den Fuß bekannt machen könnte, wie ich in meiner historischen Nachricht von schwarzburgischen Münzen, so 1741 in Octav zu Leipzig herausgekommen, gethan habe, allein vorißo leiden es meine Umstände nicht, etwas davon auszuarbeiten. Was künftig geschehen möchte, wird Gott und die Zeit lehren. Ich theile aber diese Nachricht von hohnsteinischen Münzen in zwei Abtheilungen wie folget:

Erste Abtheilung.

Hohnsteinische Bracteaten

oder

Hohlmünzen.

§. 2.

Folgende Hohlmünzen oder Blechmünzen, welche von dem feinsten Silberbleche geprägt sind, aber gar unförmliche Figuren haben, sind in dem berühmten herzogl. gothaischen Münzcabinete befindlich, woselbst ich sie bey Lebzeiten des sel. Herrn Secretarii, Christian Siegismund Liebens, gesehen. Dieser gelehrte Mann, der die Liebe selbst war, zeigte mir nicht nur dieselben von Stück zu Stück, sondern er-

laubete mir auch, sie abzugießen. Er berichtete mir, daß der um die Münzwissenschaft wohlverdiente Secretarius, Christian Schlegel, sie unter die hohnsteinischen gerechnet. Sie stellen entweder ganze Hirsche vor, und so könnte man sie auch wol für stolbergische halten, oder einige Hirschgeweihe, und so könnte man sie für regensteinische ansehen; allein, da sie Schlegel nicht ohne Grund unter die hohnsteinischen gezählet, weil die Grafen von Hohnstein wegen der Herrschaften Lora und Clettenberg auch einen Hirsch im Wapen geführt, (wie ich auch solches wahrscheinlich machen könnte, wenn ich hier weitläufig seyn wollte) so will ich sie hier anführen.

Num. 1 ist so groß, als ein Sechzehngroschenstück, und zeigt einen Hirsch, nach einem Baume zu linker Hand zum Gange geschickt, zwischen dessen Beinen einen Hund steht. Das Gehörne hat sechs Ende. Es ist keine Schrift darauf. Die Größe dieser Münze läßt den Schluß machen, daß sie im dreyzehnten Jahrhunderte geprägt sey.

Num. 2 ist nur ungefähr halb so groß. Man sieht in einem Triangel einen Hirsch, linker Hand gehend. Der Triangel oder das Dreyeck ist so gestellt, daß oben zwey Spizen sind, und er auf der untern Spitze steht. Auf beyden Seiten stehen vier Puncte spindelweise. Schrift sieht man nicht darauf.

§. 3.

Nun folgen kleinere Blechmünzen, welche aber noch einmal so dicke, als die vorigen sind, und scheinen im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderte geprägt zu seyn.

Num. 3 ist so groß als ein halber Bazen ohne Schrift. Es ist darauf ein Hirsch, nach der Rechten gehend, da er bey den vorigen nach der Linken gieng. Vor ihm hängt ein Zweig, zwischen den Beinen ist eine Kugel, und über dem Schwanze auch eine.

Num. 4. Eine andere Hohlmünze von gleicher Größe ohne Schrift, hat einen Hirsch, der nach der Rechten sieht. Vor der Brust ist ein umgekehrtes Blatt, zwischen den Beinen eine Kugel, und über dem Schwanze eine.

Num. 5 ist ohne Schrift, und zeigt einen bloßen Hirsch, seinen Gang nach der Rechten richtend.

Num. 6 ist von der Größe eines Vierlings. Man sieht darauf einen Helm mit zwey Hirschgeweihen, und drum herum stehen die Buchstaben CVRT.

Num. 7 ist vorigem an Größe gleich. Es findet sich darauf ein alter Helm, über welchem in die Queere, wie es scheint, ein Hirschhorn mit sechs Enden, die in die Höhe gehen, liegt. Er wird mit zwey Hirschgeweihen als einem Cirkel umschlossen. Oben drüber ist ein S.

S. 4.

Vorige sind allesamt in dem friedensteinischen Münzcabinete zu Gotha. Beyde folgende aber besitze ich selbst.

Num. 8 ist so groß, als ein Groschen. Man sieht darauf einen Hirsch, nach der Rechten gekehrt, dessen Geweihe fünf Ende haben. Er hat eine Kugel

524 Von den Münzen der abgestorbenen

gel vor der Brust, eine zwischen den Beinen, und eine über dem Schwanze.

Num. 9 ist eine andere Blechmünze, auf welcher ein offener Helm zu sehen, oben mit zwey Hirschgeweihen, jedes von vier Enden. Unten steht, wie es scheint, ein A.

§. 5.

Nun folgen noch ein Paar Blechmünzen, welche mir anderswo zu Gesichte gekommen.

Num. 10 ist eine Hohlmünze, so groß als ein Dreyer. Es ist darauf in einem spanischen Schilde zu sehen, ein zum Grimmen geschickter, nach der Linken sehender Löwe, neben welchem ein H steht.

Num. 11 ist gleicher Größe, und hat ein spanisch Schild in vier Felder getheilet. In jeglichem Felde liegt ein Hirschhorn, die Enden aufwärts kehrend, und oben drüber steht ein H.

Andere Abtheilung.

Hohnsteinische Dickmünzen.

§. 6.

Nachdem Anno 1479 der Erzherzog Maximilian in Oesterreich, welcher hernach auf den kaiserlichen Thron erhaben wurde, zum ersten anfieng Thaler zu prägen, welche man an einigen Orten dicke Pfennige, an einigen aber Goldguldengroschen nannte, so folgten ihm andere Stände des heil. römischen Reichs darinne nach. Und da die Grafen von Schlick, son-
derlich

derlich Hans Steffen, im sechzehnten Jahrhunderte glücklich waren, in ihren Bergwerken zum Joachims- thale reiche Silberausbeute zu heben, ließen sie auch Thaler prägen, auf deren einen Seite St. Joachim war, daher wurden sie lateinisch Joachimi, und deutsch Thaler genennet, welcher Name hernach bey allen Münzen anderer Herren, so zu 2 Loth Silber ausgemünzet wurden, behalten worden. In dieser Fußtapfen traten auch andere Grafen und Herren, welche die Münzgerechtigkeit und Bergwerke hatten: dieses thaten die Grafen zu Hohnstein auch. Und da andere Herren ihre Thaler bald am Gehaltgewichte ziemlich verringert, so haben hergegen die Herren Grafen von Hohnstein ihre Thaler nach ächtem Schrot und Korne gepräget. Denn weil sie zum Andreasberge ergiebige Bergwerke hatten, so machten sie ihre Münzen meist von Silber mit wenigem Zusatze, wie denn 8 Stück hohnsteinische Thaler 15 Loth 2 Quentlein und 2 Pf. nürnbergisch, hergegen 15 Loth 3 Quentlein und 2 Pf. collnisch Silbergewichte halten, und 14 Loth 1 Quentlein und 1 Pf. rein Silber haben. Weil nun aus dieser Ursache beschnittene und unbeschnittene Juden sehr darnach grasen, und sie einschmelzen, so haben sie sich ziemlich rar gemacht.

§. 7.

Ich will dahero ihr Gedächtniß zu erhalten suchen, und davon so viel Sorten anführen, als mir bekannt worden. Ich werde kurz die Figuren, so auf den Münzen stehen, beschreiben, die Schriften aber so ausdrücken, daß ich mit großen römischen Buchstaben, was auf denen Münzen abgekürzet steht,

526 Von den Münzen der abgestorbenen

steht, schreibe, hergegen die Wörter vollends mit kleinern Buchstaben ausschreiben werde. Es folgen also erst die Münzen Graf Ernst des V von Hohnstein.

Num. 1. Ist ein Thaler, und zeigt auf der ersten Seite das in vier Felder getheilte Schild, mit dem hohnsteinischen Schach und lauterbergischen Löwen über vier Queerfaden, und im Herzschilde den clettenbergischen Hirsch. Oben sind zween Helme geprägt, nämlich der lauterbergische mit dem Pfauenschweife, und der hohnsteinische oder clettenbergische mit den Hirschgeweihen. Die Umschrift ist: MONeta. NOva. ARGentea. COmitum. DE. HOHNSTEIN. Auf der andern Seite steht St. Andreas in ganzer Gestalt, vor sich das Andreaskreuz mit beyden Armen haltend. Zur Rechten steht die Zahl 3, und zur Linken 7, welche das Jahr 1537 anzeigen.

Num. 2. Ist auch ein Thaler. Hierauf ist das Wapen vorigen gleich, mit dieser herumstehenden Schrift: MONeta. Nova. ARGentea. COmitum. DE HONSTEIN. Die andere Seite ist auch mit dem heil. Andrea, außer daß die Jahrzahl 39 auf beyden Seiten getheilt, wie bey vorigem, steht.

Num. 3. Ein dergleichen dicker Thaler mit vorigem Gepräge und Schriften.

Num. 4. Ein Achtgroschenstück mit eben dem Wapen auf der ersten Seite, und dieser Umschrift: MONeta. NOva. ARGentea. ERNESTI COmitis. DE. HONstein. Auf der andern Seite steht St. Andreas, wie auf den vorigen, auf einer jeglichen Seite eine 4, also 44, das ist 1544.

Num. 5.

Num. 5. Ein Dickthaler von gleichem Gepräge.

Num. 6. Ein Thaler, welcher auf der ersten Seite ein Brustbild darstelllet, mit einem bloßen Kopfe voll kurzer Haare, und einem starken Barte, hochrichter Nase und großen Augen, einen Pelzmantel umhabend. Die Schrift giebt dieses zu lesen: ERNST. GRAF. VAN. HONSTEIN. 1550. Die andere Seite stellet das schon oft bemeldete ganze hohnsteinische Wapen dar mit zween Helmen, gegen einander gekehrt. Der rechte trägt zwey Hirschhörner, der linke einen Pfauenschweif. Drum herum liest man: HERr. Zu LORa. VND. CLET-TENBerg.

§. 8.

Folgende haben die Söhne Graf Ernsts des V nach seinem Tode prägen lassen.

Num. 7. Ein Thaler, hat auf der ersten Seite das gewöhnliche hohnsteinische völlige Wapen, und diese Schrift: VOLCKmar. WOLFGang. WILhelm. EWERWEIn. ERNST. Die andere Seite hat den heiligen Andreas mit dem Kreuze zwischen zwey 5, so, daß eine zur Rechten, und eine 5 zur Linken steht, welches 1555 bedeutet, nebst diesen Worten herum: MONeta. NOva. COMitum. DE HONSTEIN.

Num. 8. Zeiget einen Thaler, auf der ersten Seite mit dem ganzen hohnsteinischen Wapen, um welches zu lesen: VOLCMar. WOLFGang. EWERWEIn. Et. ERNST. Auf der andern St. Andreas gewöhnlicher Maassen, zwischen der mindern Zahl, da 5 zur Rechten, und 6 zur Linken steht, welches

528 Von den Münzen der abgestorbenen

1556 bedeutet, benebst dieser Umschrift: MONeta. NOva. COMitum. DE. HONSTEIN.

Num. 9. Eben dergleichen sind auch 1557 gepräget worden, da zu Rechten Andrea 5, und zur Linken 7 steht.

Num. 10. Ein anderer Thaler dem Num. 8. gleich, nur das zur Rechten Andrea 5, und zur Linken 9 zu lesen, welches 1559 andeutet.

Num. 11. Ist ein Thaler auf der ersten Seite mit dem gewöhnlichen Wapen, worum man liest: VOLCMAR. WOLFgang. ET. ERNESTVS. Auf der andern mit dem heil. Andrea zwischen 6 und 1, das ist, 1561, und diesen Worten: MONeta. NOva. COMitum. DE. HONSTEIN.

Nun folgen andere, die er nach Absterben seiner Brüder allein verfertigen lassen.

Num. 12. Stellet einen Thaler dar, auf der ersten Seite mit dem völligen Wapen, und folgender Umschrift: VOLCMAR. WOLFgang. COMes. De. HONSTEIN. Auf der andern steht St. Andreas zwischen der mindern Zahl 63, welche auf das Jahr 1563 ziele, und drum herum: DOMINUS. IN LORA. ET. CLETTENBERG.

Num. 13. Ist ein Achtgroschenstück. Die erste Seite zeigt das ganze hohnsteinische Wapen, und läßt diese Worte lesen: VOLCMAR. WOLFgang. COMes. De. HONSTEIN. Die andere weist S. Andream zwischen der Jahrzahl 66, das ist 1566.

Num. 14. Stellet auf der einen Seite einen Thaler dar, mit dem gewöhnlichen Wapen, um welches steht: VOLCMAR. WOLFgang. COMes. De.

De. HONSTEIN. Auf der andern ist St. Andreas auf gewöhnliche Weise abgebildet, zwischen der Zahl 67, und denen herum stehenden Worten: DOMINUS. IN. LORA. ET. CLETTENBERG.

Num. 15. Bemerket einen Thaler, dessen erste Seite das völlige hohnsteinische Wapen darstellt, nebst der Umschrift: VOLCMAR WOLFGANG. COMES. DE. HONSTEIN. Die andere Seite hat S. Andream mit dem Kreuze zwischen der Zahl 72, doch mit dem Unterschiede, daß mitten im Kreuze, wo die Zwerchhölzer zusammen gefüget sind, der Reichsapfel mit dem Kreuze steht, welches man bey den vorher erzählten Münzen nicht gewahr nimmt. Drum herum liest man: DOMINUS. IN. LORA. ET. CLETTENBERG.

Num. 16. Ist ein Thaler mit dem hohnsteinischen Wapen auf der vordersten Seite, welches diese Worte umgeben: VOLCMAR. WOLFGANG. COMES. DE. HONSTEIN. Auf der hintersten mit S. Andr. wie in vorigem, doch zwischen 73 und dieser Umschrift: DOMINUS. IN. LORA. ET. CLETTENBERG.

Num. 17. Ich habe einen Groschen von 1573 gesehen, dessen eine Seite das hohnsteinische Wapen, doch ohne die Helme, hat, und dieses: VOLMAR. WOLFGANG. COMES. DE. HONSTEIN. Die andere wies S. Andream, wie auf dem Thaler, und die Worte: DOMINUS. IN. LORA. ET. CLETTENBERG.

Num. 18. Es ist mir auch ein Dreyer bekannt, auf dessen erste Seite gepräget ist das hohnsteinische gewürfelte Feld, ohne Helmdecken, Helme und Schrift;

530 Von den Münzen der abgestorbenen

auf der andern steht der Reichsapfel mit dem Kreuze zwischen 73 ohne Beschrift.

Num. 19. Ein hohnsteinischer Thaler. Die eine Seite hat das völlige Schild, und die darum geschriebene Worte: VOLCMAR. WOLFgang. COMes. De. HONstein; die andere S. Andream zwischen 75 mit der Umschrift: DOMINUS. IN. LORA. ET. CLETTENBerg.

Num. 20. Ein Sechzehngroschenstück. Das völlige hohnsteinische Wapen findet man auf der ersten Seite, und die Worte: VOLCMAR. WOLFgang. COMes. De. HONstein. Auf der andern steht St. Andreas zwischen 79, und mit diesen Worten umgeben: DOMINUS. IN. LORA. E. CLETTENBerg.

Num. 21. Ein Achtgroschenstück, dem vorigen im Gepräge gleich.

§. 9.

Es folgen nun die Münzen, welche auf Befehl Graf Ernst des VII, der ein Sohn Volkmar Wolfgangs, und der letzte regierende Graf von Hohnstein war, mit welchem 1593, den 8 Jul. das ganze Geschlecht abgestorben, gemünzet worden.

Num. 22. Ein Thaler, auf dessen ersten Seite man das ganze hohnsteinische Wapen erblicket, welches rund um von dieser Schrift begleitet wird: ERNESTVS. COMes. De. HONSTEIN. Auf der andern Seite ist S. Andreas gewöhnlichermaßen vorgestellt, zwischen der Zahl 81, und mit dieser Umschrift umgeben: DOMINUS. IN. LORA. Et. CLETTENBERG.

Num.

Num. 23. Ein Achtgroschenstück findet sich auch, auf dessen erster Seite das hohnsteinische Wapen, und ist in allem vorigem Gepräge gleich.

Num. 24. Ein Thaler mit dem völligen hohnsteinischen Wapen und diesen Worten: ERNESTVS. COMES. DE. HONSTEIN. Auf der andern Seite mit S. Andreas zwischen den Zahlen 85, und folgender Schrift: Dominus. IN. LORA. Et. CLETTENBERG.

Num. 25. Ein Dickthaler von dergleichen Gepräge.

Num. 26. Ein Thaler, dessen erste Seite mit dem völligen hohnsteinischen Wapen gezieret ist, und diese Umschrift hat: ERNESTVS. COMES. DE. HONSTEIN. Die andere Seite zeigt S. Andream zwischen den Zahlen 86, und läßt dieses lesen: Dominus. IN. LORA. Et. CLETTENBERG.

Num. 27. Ein Thaler weist auf der ersten Seite das völlige Wapen und die Schrift: ERNESTVS. COMES. DE. HONSTEIN. Auf der andern Seite S. Andream zwischen 87, mit diesen Worten umgeben: Dominus. IN. LORA. Et. CLETTENBERG.

Num. 28. Ich habe auch ein Achtgroschenstück von gleichem Gepräge gefunden.

Num. 29. Ein Thaler, auf dem Revers das ganze hohnsteinische Wapen darstellend, nebst dieser Umschrift: ERNESTVS. COMES. DE. HONSTEIN. Die andere Seite läßt S. Andream sehen zwischen 88, mit diesen Worten umschrieben: Dominus. IN. LORA. ET. CLETTENBERG.

Num. 30. Noch ein Thaler von gleichem Gepräge, ist 1588 verfertigt worden, nur ist auf dem

532 Von den Münz. der abgestorb. 1c.

Avers das Wort Honstein nicht völlig ausgeschrieben, wie auf vorigem, sondern es steht nur: HONSTEIN.

Num. 31 bemerket einen Dreyer ohne Jahrzahl. Die erste Seite zeigt das hohnsteinische geschachte Wapen mit seiner Helmdecke, und Hirschgeweihe auf dem Helme. Die andere, die lauterbergische Balken, doch ohne Löwen, mit der Helmdecke, und dem Pfauenschweife auf dem Helme.

§. 10.

Von güldenen hohnsteinischen Münzen ist mir wenig vorkommen, außer folgende Zwey:

Num. 32. Ein Ducate mit dem heil. Andreas, und den Worten umher: MONeta. NOVa. AVREa. Auf der andern Seite das hohnsteinische Wapen, und die Umschrift: COMITVM DE HONSTEIN.

Num. 33. Ein Doppelducaten, auf der ersten Seite das Brustbild, wie es oben Num. 6. beschrieben worden, und um dasselbe die Worte: ERNST. GRAF. VAN. HONSTEIN. 1550. Die andere Seite läßt das ganze hohnsteinische Wapen sehen, und diese Umschrift: HERR. Zu. LORa. VND. CLETTENBERG.



IV.

Herrn Joh. Jacob Scheuchzers

Beobachtungen

der Höhen des Quecksilbers
im Barometer,

welche zu gleicher Zeit
auf dem

St. Gotthardsberge u. in Zürich im Jahre 1728
gemacht worden *.

Augustmonat im Jahre 1728.

Tage.	Höhe des Ba= romet. in Zü= rich.	Luft.	Höhe des Ba= romet. auf St. Gotth.	Luft.	Unterschied.
12	26'' 8'''				
18	= 6.	wölkicht.	21. 7.	=	=
20	= 7.	helle.	= 9.	windig.	4. 10.
21	= 6.	wölkicht.	= 9.	sehr kalt.	4. 10.
	= 7.	überzogen.			4. 9.
22	= 6.	wölkicht.	= 8.	helle.	4. 10.
23	= 5.	überzogen.	= 7 $\frac{1}{2}$.		4. 9 $\frac{1}{2}$.

213

Septem^a

* Der Titel der ziemlich rar gewordenen Schrift, woraus diese Beobachtungen gezogen sind, lautet also: *Nova ex summis Alpibus vulgata et tabulis aeneis illustrata a Joh. Jacobo Scheuchzero &c. Tiguri MDCCXXXI. fol.*

September.

Tag.	Höhe des Baromet. in Zürich.	Luft.	Höhe des Baromet. auf St. Goth.	Luft.	Unterschied.
I.	26. 3.	wölk. windig.	21. 7 $\frac{1}{2}$.	helle, kalt.	4. 7 $\frac{1}{2}$.
2.	" 4.	wölkicht.	" 8.	unbeständig.	4. 8.
"	" 5.	"	" 7 $\frac{3}{4}$.	"	4. 9.
3.	" 4.	Wind u. Reg.	" 8.	"	"
"	"	"	" 7 $\frac{1}{2}$.	"	"
4.	" 5.	helle.	" 8.	helle, hernach	4. 8.
"	"	"	"	unbeständig.	"
"	" 4.	"	" 9.	"	4. 9.
5.	" 5.	wölkicht.	" 8.	unbest. stürmt.	4. 9.
6.	" 5.	unbeständig.	" 8.	unbeständig.	4. 9.
7.	" 6.	helle, kalt.	" 7.	helle, windig.	4. 10.
"	" 5.	"	"	"	"
8.	" 5.	wölkicht.	" 8.	helle, kalt.	4. 8.
"	" 4.	"	"	"	"
9.	" 5.	wölk. windig.	" 9.	helle.	"
10.	" 7.	wölk. warm.	" 9.	"	"
"	" 6.	"	"	"	"
11.	" 5.	"	" 9.	"	4. 8.
12.	" 6.	"	" 9.	"	4. 9.
13.	" 6.	"	" 9.	"	4. 7.
"	" 4.	"	" 9.	"	4. 9.
14.	" 4.	wölk. windig.	" 9.	"	4. 7.
"	" 5.	"	" 9.	"	4. 8.
15.	" 4.	"	" 9.	"	4. 7.
16.	" 5.	wölkicht.	" 7.	"	4. 10.
17.	" 4.	helle.	" 7.	wölkicht.	4. 8.
"	" 3.	"	"	"	"

Des Quecksilbers im Barometer. 535

Tag.	Höhe des Ba- romet. in Zü- rich.	Luft.	Höhe des Ba- romet. auf St. Gothh.	Luft.	Unter- schied.
18.	26.4.	wölk. windig.	21.6.	kalt, windig.	4. 10.
19.	= 4.	kalt.	= 5.	= windig.	4. 11.
=	= 5.	=	=	Schnee.	5. 0.
20.	= 6.	wölkicht.	= 5.	=	5. 0.
=	= 5.	=	=	=	=
21.	= 8.	Regen.	= 5.	=	5. 0.
=	= 7 $\frac{1}{2}$.	=	=	=	=
22.	= 7.	kalt.	= 6.	unbeständig	5. 1.
23.	= 7.	wölkicht.	= 6.	=	=
=	= 6 $\frac{1}{2}$.	=	=	=	=
24.	= 5.	wölk. Regen.	= 7.	helle.	4. 9.
=	= 4.	=	=	=	=
25.	= 5.	etwas helle u.	= 6.	helle.	4. 10.
=	= 4.	warm.	=	=	=
26.	= 3 $\frac{1}{2}$.	kalt.	= 6.	=	4. 9 $\frac{1}{2}$.
=	= 4.	dünner Reg.	=	=	=
27.	= 5.	helle.	= 5.	Schn. u. Reg.	4. 11 $\frac{1}{2}$.
=	= 4 $\frac{1}{2}$.	=	=	=	=
28.	= 5 $\frac{1}{2}$.	wölk. etwas	= 7.	helle.	4. 10 $\frac{1}{2}$.
=	=	Regen.	=	=	=
29.	= 6.	helle.	= 7.	=	5. 1.
30.	= 6.	=	= 7.	=	5. 1.

October.

1.	26. 8 $\frac{1}{2}$.	helle.	25. 5.	helle.	5. 3 $\frac{1}{2}$.
=	= 8.	=	=	=	=
2.	= 7 $\frac{1}{2}$.	=	= 6 $\frac{1}{2}$.	windig, regn.	5. 1.
=	= 7.	=	=	=	=

536 Beobachtungen der Höhen

Tag.	Höhe des Ba- romet. in Zü- rich.	Zust.	Höhe des Ba- romet. auf St. Gotth.	Zust.	Unter- schied.
3.	26. 6.	wölkicht.	25. 5.	"	5. I.
4.	= 5.	wölk. verän- derlich.	= 4.	sehr kalt, Schn. u. Reg.	5. I.
"	= 3.	"	"	"	"
5.	= 1 $\frac{1}{2}$.	wölkicht.	= 4.	"	4. 9 $\frac{1}{2}$.
"	25. 11 $\frac{1}{2}$.	"	"	"	"
6.	26. 1.	wölk. Regen.	= 4.	"	4. 9.
7.	= 1.	= ohne Reg.	= 4.	"	4. 9.
8.	= 3.	Regen, her- nach helle.	= 4.	unbest. Schn. Regen.	4. II.
"	= 3.	"	= 5 $\frac{1}{2}$.	"	4. 10 $\frac{1}{2}$.
9.	= 3 $\frac{1}{2}$.	wölkicht.	= 7.	helle, stille.	4. 8 $\frac{1}{2}$.
"	= 5.	"	"	"	"
10.	= 6 $\frac{1}{2}$.	dichter Nebel.	= 7 $\frac{1}{2}$.	helle, kalt.	4. II.
11.	= 7.	neblicht.	= 8.	"	4. II.
"	= 4.	"	= 6.	wölkicht.	4. 10.
12.	= 5.	wölkicht.	= 6.	"	4. II.
"	= 6.	"	"	"	"
13.	= 5 $\frac{1}{2}$.	helle.	"	"	"
"	= 5.	wölkicht.	"	"	"
14.	= 4 $\frac{1}{2}$.	"	= 5.	veränderlich, kalt.	5. 0.
"	"	"	"	"	"
"	= 4.	"	= 4.	"	5. 0.
15.	= 3.	helle.	= 3.	"	5. 0.
"	= 2.	"	"	"	"
16.	= 3.	"	= 3 $\frac{1}{2}$.	"	4. II $\frac{1}{2}$.
"	= 4 $\frac{1}{2}$.	wölkicht.	"	"	"
17.	= 5.	"	= 5.	helle.	5. 0.
"	= 3 $\frac{1}{2}$.	"	"	"	"
18.	= 1 $\frac{1}{2}$.	helle.	= 4.	kalt.	4. 8 $\frac{1}{2}$.

des Quecksilbers im Barometer. 537

Tag.	Höhe des Ba- romet. in Sü- rich.	Luft.	Höhe des Ba- romet. auf St. Goth.	Luft.	Unter- schied.
19.	26. 3.	"	25. 3.	sehr kalt, viel Schneewind.	5. 0.
"	= 4.	wölkicht.	"	"	"
20.	= 2.	Regen.	= 5.	"	4. 9.
21.	= 5.	helle.	"	"	"
22.	= 4.	wölk. etwas Reg. windig.	= 6.	veränderlich.	4. 10.
"	"	"	"	"	"
"	= 5.	"	"	"	"
23.	= 6 $\frac{1}{2}$.	wölk. unbest.	= 7.	helle.	4. II $\frac{1}{2}$.
"	"	"	= 6.	"	"
24.	= 5.	eben so.	= 6.	"	4. II.
25.	= 4.	überzogen, et- was Regen.	= 6.	kalt, windig, Schnee.	4. 10.
"	"	"	"	"	"
26.	= 6 $\frac{1}{2}$.	wölkicht.	= 6.	stürmisch.	5. $\frac{1}{2}$.
"	= 8.	"	= 7.	helle.	5. I.
27.	= 10 $\frac{1}{2}$.	wölkicht, kalt.	= 9.	sehr helle.	5. I $\frac{1}{2}$.
"	= 9 $\frac{1}{2}$.	wölkicht.	"	"	"
28.	= 8 $\frac{1}{2}$.	überzogen, kalt.	= 9.	"	4. II $\frac{1}{2}$.
29.	= 6 $\frac{1}{2}$.	"	= 7.	unbeständig.	4. II $\frac{1}{2}$.
30.	= 5 $\frac{1}{2}$.	"	= 6 $\frac{1}{2}$.	"	4. II.
31.	= 6.	"	= 6 $\frac{1}{2}$.	"	5. $\frac{1}{2}$.
"	= 6 $\frac{1}{2}$.	wölkicht.	= 7.	helle.	4. II $\frac{1}{2}$.

November.

1.	26. 6.	neblig, kalt.	21. 7.	helle.	4. II.
2.	= 6.	"	"	"	"
"	= 5 $\frac{1}{2}$.	trübe.	= 6.	kalt, veränder- liche Winde.	4. II $\frac{1}{2}$.
"	"	"	"	"	"
3.	= 6.	neblig, kalt.	= 5.	veränd. nebl.	5. I.
4.	= 7.	trübe.	= 6 $\frac{1}{2}$.	kalt.	5. I $\frac{1}{2}$.

Lag.	Höhe des Baromet. in Zürich.	Luft.	Höhe des Baromet. auf St. Goth.	Luft.	Unterschied.
5.	26. $7\frac{1}{2}$.	helle.	21. 7.	helle, kalt.	5. $\frac{1}{2}$.
=	= 7.	trübe, kalt.	=	=	=
6.	= 6.	=	= 7.	=	4. II.
=	= $4\frac{1}{2}$.	helle.	=	=	=
7.	= $4\frac{1}{2}$.	trübe, neblicht	= 6.	sehr kalt, star-	4. II $\frac{1}{2}$.
=	=	kalt.	=	ker Nebel.	=
8.	= $5\frac{1}{2}$.	helle, gelinder.	= 6.	helle.	4. II $\frac{1}{2}$.
9.	= $5\frac{1}{2}$.	unbeständig,	= 7.	Schnee.	4. IO $\frac{1}{2}$.
=	=	trübe.	= 8.	=	=
10.	= $6\frac{1}{2}$.	wölkicht, helle.	= 9.	sehr helle.	4. 9 $\frac{1}{2}$.
11.	= $6\frac{3}{4}$.	helle.	= 9.	=	4. 9 $\frac{3}{4}$.
=	= $6\frac{1}{2}$.	=	=	=	=
12.	= $6\frac{1}{2}$.	Regen.	= 9.	=	4. 9 $\frac{1}{2}$.
13.	= 8.	wölkicht.	= $8\frac{1}{2}$.	unbeständig.	4. II $\frac{1}{2}$.
14.	= 8.	helle.	= 9.	=	4. II.
15.	= 8.	wölkicht.	= 8.	Wind u. Reg.	5. 0.
16.	= $7\frac{1}{2}$.	helle, wärmer.	= 9.	sehr helle.	4. IO $\frac{1}{2}$.
=	= 7.	=	=	=	=
17.	= $9\frac{1}{2}$.	Nebel, her-	= 10.	=	4. II $\frac{3}{2}$.
=	=	nach wölkicht.	=	=	=
18.	= 10.	trübe.	= 10.	=	5. 0.
=	= 8.	helle.	=	=	=
19.	= $7\frac{1}{2}$.	trübe, windig.	= $8\frac{1}{2}$.	unbest. wind.	4. II.
20.	= 3.	wölkicht.	= 6.	kalt, windig.	4. 9.
=	= $2\frac{1}{2}$.	Regen.	=	=	=
21.	= 3.	=	= 3.	Schnee.	5. 0.
22.	= $7\frac{1}{2}$.	die Nacht zu-	= 6.	=	5. I $\frac{1}{2}$.
=	=	vor Regen.	=	=	=
23.	= $8\frac{1}{2}$.	helle, kalt.	= 7.	helle.	5. I $\frac{1}{2}$.

des Quecksilbers im Barometer. 539

Tag.	Höhe des Ba- romet. in Zü- rich.	Luft.	Höhe des Ba- romet. auf St. Gotth.	Luft.	Unter- schied.
24.	26. 9.	trübe, kalt.	21. 7.	kalt, stille.	5. 2.
25.	= 10.	helle, kalt.	= 8.	helle.	5. 2.
26.	= 10.	=	= 7.	=	5. 3.
27.	= 9.	=	= 7.	=	5. 2.
=	= 7 $\frac{1}{2}$.	=	= 7.	=	5. $\frac{1}{2}$.
28.	= 7.	=	= 6 $\frac{1}{2}$.	veränderlich.	5. $\frac{1}{2}$.
29.	= 7 $\frac{1}{2}$.	=	= 9.	sehr helle.	4. 10 $\frac{1}{2}$.
30.	= 3.	trübe, kalt.	= 3 $\frac{1}{2}$.	sehr stürm.	4. 11 $\frac{1}{2}$.
=	= 2.	gelinder.	=	=	=

December.

1.	26. 2.	trübe, gelinde.	21. 0.	sehr trübe,	5. 2.
=	= $\frac{1}{2}$.	=	=	windig.	=
2.	= 2.	=	= 3.	=	4. 11.
=	= 2 $\frac{1}{2}$.	Schnee.	=	=	=
3.	= 5.	trübe, kalt.	=	=	=
=	= 6.	=	= 4.	unbest. Schn.	5. 2.
4.	= 6.	neblig, kalt.	= 6.	windig.	5. =
=	= 5.	=	=	=	=
5.	= 2 $\frac{1}{2}$.	trübe, gelinde.	= 5.	windig.	4. 9 $\frac{1}{2}$.
6.	= $\frac{1}{2}$.	Nachts Reg.	= 2.	starke Winde.	4. 10 $\frac{1}{2}$.
=	= 0.	Regen.	=	=	=
7.	= 0.	trübe.	= 2.	starke Winde.	4. 10.
8.	= $\frac{1}{2}$.	Regen.	= 3.	=	4. 9 $\frac{1}{2}$.
9.	= 3.	trübe.	= 5.	Schneewind,	4. 10.
=	= 5.	=	=	kalt.	=
10.	=	=	= 6.	Schnee, star-	=
=	=	=	=	ke Winde.	=

540 Beobachtungen der Höhen u.

Tag.	Höhe des Baromet. in Zürich.	Luft.	Höhe des Baromet. auf St. Gotth.	Luft.	Unterschied.
II.	26. 9.	trübe, kalt.	21. 7½.	unbeständig.	5. 1½.
"	= 9½.	gelinder.	"	"	"
12.	= 10.	trübe, kalt.	= 10.	sehr helle.	5. 0.
13.	= 10.	"	= 9½.	"	5. ½.
14.	= 6½.	"	= 8.	"	4. 10½.
"	= 5.	neblig.	"	"	"
15.	= 5.	helle, kalt.	= 7.	wind. Schnee	4. 10.
16.	= 6.	neblig, kalt.	= 6½.	stürmisch.	4. 11½.
17.	= 7½.	"	= 7.	helle.	5. ½.
18.	= 6.	"	= 6½.	"	4. 11½.
19.	= 5½.	trübe, gelind.	= 6.	"	4. 11½.
20.	= 3.	wöllich.	= 4.	ungestüm.	4. 11.
21.	= 3.	"	= 3½.	"	4. 11½.
"	"	"	= 5.	dunkel.	4. 10.
22.	= 3.	windig.	= 6.	helle.	4. 9.
"	"	"	= 4½.	ungestüm.	4. 11½.
23.	= 2½.	Reg. u. Schn.	= 2.	sehr ungest.	5. ½.
24.	= 4½.	trübe, kalt.	= 3.	starke Winde.	5. 1½.
25.	= 7½.	"	= 3.	stürmisch.	5. 4½.
"	= 8.	"	= 5.	helle.	5. 3.
26.	"	"	"	"	"
27.	= 6.	trübe, kalt.	= 5.	helle.	5. 1.
28.	= 6.	trüb. sehr kalt.	= 4.	"	5. 2.
29.	= 3.	"	= 4.	ungestüm.	4. 11.
30.	= 2½.	"	= 3.	kalt, windig.	4. 11½.
31.	= ½.	"	= 1.	"	5. 2.
"	= 3.	"	"	"	"



V.

Von der

Verfertigung der Tusche in Sina.

Aus dem Craftsman,

den 7 August 1756.

Von Stockholm wird gemeldet, daß einer der Supercargos, welcher im Anfange dieses Monats auf dem Schiffe Prinz Carl, aus Sina zu Gothenburg angelanger ist, das Geheimniß, sinesische Tusche zu verfertigen mitgebracht und ausgebreitet hat. Es besteht in folgendem: die Sineser halten anfangs eine Menge Wasser, das vollkommen durchgeseiget und recht rein ist, fertig, darinnen lösen sie ein wenig Gummi und noch weniger Musk auf. Weil dieses im Wasser zergethet, nehmen sie einige Apricosensteine, die wohl getrocknet sind, spalten solche, und nehmen die Kerne heraus, und binden sie alsdenn wieder zusammen; alsdenn wickeln sie solche in Ballen zusammen, und bedecken sie mit Kohlblättern; jeder Ballen wird mit einem eisernen Drahte zusammen gebunden, darauf thun sie solche in ei-

nen

542 Von Fertig. der Tusche in Sina.

nen Ofen, oder unter einen Stein *, wo sie solche 24 Stunden lassen. Sie lassen ihnen eben so lange Zeit kalt zu werden, und thun sie alsdenn in einen Mörser der mit Leder bedeckt ist, darinnen sie solche zu einem sehr zarten Pulver stoßen; dieses reiben sie mit dem vorerwähnten Wasser auf einem polirten Marmor, wie wir mit den Farben thun, bis es dicke genug wird, nachgehends drücken sie es in kleine küpferne Formen, die mit weißem Wachs gerieben sind, daß es sich nicht anhängt; diese Formen haben den Namen des Fertig. auf dem Boden, der zuweilen mit einem Goldblättchen bedeckt, oder roth und blau gefärbt ist.

* Es muß ein erhitzter Stein seyn, oder sonst ein Umstand hier fehlen. Anm. d. Ueb.



VI.

Neue Art, den Hanf zuzubereiten,

ohne daß

Abgang und Kosten vermehret
werden.

Von Bourges eingesandt.

Aus den Memoires de Trevoux Fevr. 1756.

Sogleich der Gebrauch des Hanfes seit langer Zeit so nothwendig, als gemein ist, so erhellet doch, daß bisher die Natur und die Eigenschaften dieser Pflanze noch nicht vollkommen bekannt gewesen sind.

Viele haben geglaubet, das Rösten wäre eine Art von Verfaulen, wenn man den Hanf zu lange im Wasser ließe, so verfaulte er zu stark, und gäbe nur ein fasichtes Wesen ohne Güte und Stärke. So glaubten sie gegentheils bey dem Hanfe, den man nicht lange genug hätte rösten lassen, hieng die Rinde noch zu stark an dem Hanfstengel an, dadurch die Fasern zu harte, elastisch, und schwer zuzubereiten blieben: man müßte also ein gewisses Mittel halten, davon sich aber keine bestimmten Regeln geben ließen,

fen, und davon man sich so leicht entfernen könnte, mit so vieler Gefahr die Entfernung verbunden ist.

Allen diesen Unbequemlichkeiten zu entgehen, und eine einfache und unbetrüglige Vorschrift wegen dieser ersten Zubereitung zu geben, hat Herr Marcandier beobachtet, daß das ordentliche Rösten des Hanfes nichts anders ist, als eine Auflösung des zähen und natürlichen Gummi dieser Pflanze, das allein ihren Zusammenhang verursacht; folglich soll man den Hanf nicht weiter rösten lassen, als so viel die Menge dieses Gummi, und seine anhängende Kraft erfordern, läßt man den Hanf zu lange Zeit im Wasser, so werden die Fasern der Rinde durch die Auflösung fast alles des Gummi, allzusehr von einander gesondert, und man kann sie nicht nach ihrer völligen Länge ablösen, sondern ihr größter Theil bleibt im Stroh vermengt, mit dem man ihn oft zerkrückt. Dieserwegen also ist es schädlich, den Hanf allzulange rösten zu lassen, und man muß keine andere Zeit sehen, als so viel zulänglich ist, daß sich die Rinde von dem Hanfstengel genau und ohne Verlust absondern läßt: vielleicht sind zu diesem Versuche nicht über fünf bis sechs Tage nöthig.

Wenn man den Hanf lange genug im Wasser gelassen hat, ihn nur in den Stand zu setzen, daß er abgeschälet werden kann, so scheint die Rinde harte, elastisch, und wenig geschickt nach der alten Methode fein gemacht zu werden; dieserwegen hat Herr Marcandier, nach den Ueberlegungen und Versuchen, die unter den Augen des Herrn Intendanten und auf sein Angeben sind angestellet worden, das Mittel gefunden,

den, ihm alle Eigenschaften, die ihm fehlen, leicht und ohne Kosten zu geben. Das Wasser, welches schon das Vermögen gehabt hat, die Rinde von dem Stroh bey dem ersten Rosten abzusondern, wird die Fasern noch viel besser und ohne Gefahr zertheilen, indem es alles, was etwa noch von Gummi darinnen geblieben ist, auflöset. Zu dieser Absicht ist zulänglich, nachdem man den Hanf geschälet hat, kleine Hände voll von ihm bis ungefähr auf ein Viertelhundert ins Wasser zu thun: man bindet sie in der Mitten, vermittelst eines etwas starken Bindfadens sehr gelinde zusammen, damit man sie im Wasser handthieren und hin und her bewegen kann, ohne sie zu vermengen. Nachdem alle Handvoll Wasser in sich gezogen haben, muß man sie in ein hölzernes oder steinernes Gefäß auf eben die Art thun, wie man Zwirn in einer Kufe durchnässen läßt. Nachgehends gießt man das Gefäße voll Wasser, das der Hanf viele Tage lang in sich zieht, und so stark, als zu Auflösung des Gummi nöthig ist, davon durchdrungen wird. Drey bis vier Tage sind zu dieser Auflösung zulänglich, worauf man alle Handvoll an ihren Fäden heraus zieht, sie ringet, und im Flusse wäschet, damit sie von dem schlammichten und gummichten Wasser, aus dem sie kommen, so viel als möglich, rein werden. Wenn sie also ausgedrückt sind, bringt man sie wieder nach Hause, und kann sie alsdenn auf einem Brete klopfen, damit die Theile, die etwann noch beysammen geblieben waren, vollends von einander gesondert werden. In dieser Absicht breitet man jede Handvoll von diesem Hanse auf eine feste und starke Bank aus, nachdem man den

Faden davon gezogen hat, schlägt sie alsdenn ihrer ganzen Länge nach, mit der Schärfe eines ordentlichen Waschbläuels, bis die dicksten Köpfe zulänglich von einander gesondert sind. Indessen darf man jede Handvoll nicht allzu stark schlagen, die Fasern, die allzusehr zertheilet würden, würden nicht Stärke genug behalten, dem Kamine zu widerstehen, und das ist eine von den Beobachtungen, die die Erfahrung allein lehret. Man hat auch völlig Ursache, zu glauben, daß man sich der Mühe, den Hanf zu bläuen, ganz überheben könnte, wenn man ihn lange genug im Wasser ließe, daß sich seine Fasern allein durch seine Auflösung von einander sonderten.

Nach dieser leichten Arbeit, welche indessen die längste ist, muß man jede Handvoll wieder im fließenden Wasser waschen, so daß man ein Stück nach dem andern nimmt, da man denn den Erfolg dieser Arbeit sieht. Alle Fasern des solchergestalt geklopften Hanfes zertheilen sich im Wasser, waschen sich aus, sondern sich von einander ab, und erscheinen so vollkommen ordentlich, als wenn sie schon durch den Kamm gegangen wären; je schneller, lebhafter und schöner das Wasser ist, desto weißer und reiner werden die Fasern. Wenn der Hanf völlig gereinigt scheint, so zieht man ihn, so breit als es sich thun läßt, aus dem Wasser, worauf man ihn auf eine Stange an die Sonne hängt, daß er abläuft und trocknet.

Auf diese Art geben sich die Hanffasern, wie so viel seidene Fäden aus einander, zertheilen sich, und werden

werden rein, zart und weiß, weil das Gummi, die einzige Ursache ihrer Vereiningung, auch ihre Fettigkeit und die verschiedenen Farben, die man im Hanf sieht, verursacht. Die angestellten Versuche haben so gar gewiesen, daß der schwärzeste Hanf, und den man am meisten verachtet hatte, bey diesem Arbeiten nach der neuen Art eben die größte Vollkommenheit erlanget hat.

Wenn der Hanf einmal ziemlich trocken ist, so beuget man ihn mit Vorsichtigkeit, indem man ihn ein wenig ringet, damit sich die Fäden nicht weiter vermengen können. Man kann ihn alsdenn dem Hanfbereiter geben, die Fasen herauszuziehen. Es wird nicht nöthig seyn, ihn so lange zu brechen (piler) als sonst. Diese Arbeit, die sonst wegen der darzu erfordernten Kräfte so schwer, und wegen des tödtlichen Staubes, den der Arbeiter in sich zog, so gefährlich war, wird isó nur erträglich seyn.

Man wird nicht weiter nöthig haben, auf Maschinen zu sinnen, dadurch den Leuten die Mühe und die Gefahr dieser Arbeit ersparet wird, die Beschäftigung des Hanfbereiters wird nur auf ein leichtes Brechen, und auf die ordentliche Arbeit mit dem Kämme ankommen. Sie wird desto leichter, je gelinder die Materie zur Arbeit ist, und je weniger sie isó einen beschwerlichen Staub von sich duftet, diesermwegen wird also auch bey diesem Verfahren fast gar nichts abgehen. Will man sich engerer Kämme bedienen: so wird der solchergestalt gewaschene Hanf, Faden geben, die sich aufs schönste zwirnen lassen, und mit

dem besten keine kann in Vergleichung gestellet werden, nicht mehr aber als ein Drittheil sehr gutes Berg.

Dieses Berg aber, das man vor diesem wegwarf, und ordentlich einigen Seilern das Pfund zu 2 Sols, 6 Deniers verkaufte, wird durch eine neue Arbeit eine sehr nützliche Sache. Wenn man es wie die Wolle kartet, so entsteht daraus ein neues, feines markichtes und weißes Wesen, dessen Gebrauch man bisher fast gar noch nicht gekannt hat. Man kann es in diesem Zustande allein gebrauchen, Watte daraus zu machen, welche die ordentliche Watte in vielen Stücken übertreffen wird: man kann es aber auch zwirnen, und einen sehr schönen Faden daraus ziehen. Es läßt sich ebenfalls mit Baumwolle, mit Seide, mit Wolle selbst, und mit Haaren vermengen, und der Faden, der aus diesen Vermengungen entsteht, veranlasset durch seine unzähligen Mannichfaltigkeiten neue Versuche, die für die Künste sehr wichtig, und für verschiedene Manufacturen sehr nützlich sind.

Es fehlet noch sehr viel, daß man alle die verschiedenen Verbindungen erschöpfet hätte, welche den Nutzen des Hanfes unter seinen mancherley Gestalten vermehren können. Die Zeuge, welche aus solchergestalt zubereitetem Hanse werden verfertiget seyn, werden nicht nöthig haben, so lange Zeit in der Wäsche zu bleiben, und der Zwirn selbst wird der Laugen nicht mehr nöthig haben, durch die er zuvor gehen mußte.

Diese ersten Entdeckungen haben den Gedanken veranlasset, ob nicht selbst die gröbsten Abgänge des Hanfes, und das Auskehricht der Werkstätte noch eine schätzbare Materie enthielten, die man ordentlich ins Feuer oder auf den Mist wirft, weil man den Gebrauch derselben nicht gekannt hat. Sie darf indessen nur gebrochen, gereiniget und gewaschen werden, so läßt sie sich in den Papiermühlen vortrefflich gebrauchen. Der Versuch, den man damit angestellt hat, läßt dieser Sache wegen keinen Zweifel übrig, und man sieht leicht, daß er wirklich von Wichtigkeit ist.

Eine blinde Ausübung, und die Vorurtheile, die sie verursacht hat, haben veranlasset, daß man die vortrefflichen Eigenschaften und die natürliche Vollkommenheit des Hanfes verkannt hat. Man hatte noch nicht bemerkt, daß sich der Faden, ohne Zuthun der Kunst in der Pflanze befindet, die ihn weder verfertigen noch vollkommener machen kann, daß sich die Arbeit nur darauf einschränket, ihn zu reinigen und abzutheilen, indem man die seidenähnlichen Fäden, aus denen das Band, oder die Rinde besteht, von einander sondert, daß dieses Band eine Art von natürlichem Gebünde ist, dessen Faden ihrer Länge nach durch eine unreine und leimige Feuchtigkeit zusammengehalten werden, die man unumgänglich auflösen und fortschaffen muß, da sie dem Arbeiter so schädlich ist, als der Arbeit.

Da uns also die Natur des Hanfes und seine Eigenschaften besser bekannt sind, so hat man nicht zu zweifeln, daß die Landleute alle Vortheile sich zu Nu-

gen machen werden, die sie durch die Ausübung dieser neuen Art erhalten können. Wenn sie sich auf den Bau des Hanfes in dieser Provinz legen, deren Hanf man am höchsten hält, und wenn sie desselben Zurichtung zu größerer Vollkommenheit bringen, so werden sie sich dadurch den Abgang aller ihrer Arbeit versichern, sie mögen sich nun allein auf das Zwirnen einschränken, oder auch schöne Zeuge daraus zu machen suchen. Der Herr Intendant verspricht so gar allen, die dergleichen machen wollen, alle Gewogenheit und Schuß, und bietet nicht nur denenjenigen, welche den Verkauf abzuwarten unvermögend sind, eine vortheilhafte Abnahme an, sondern wird auch diejenigen zu unterscheiden wissen, die zum glücklichen Erfolge einer Einrichtung, die man zu sehr zu wünschen hat, etwas beytragen, und die Vollkommenheit ihrer Waaren höher treiben.

Dieser Art der Handlung ist allein zulänglich, die Landschaft zu bereichern, wenn sich nur die Weibspersonen bemühen, fein zu spinnen, und die Mannspersonen auf dem Felde, ihres eigenen Vorthells wegen, die Zeit anwenden wollen, welche die ordentlichen Arbeiten, oder die Unterbrechung, so die Wittierung darinnen verursacht, ihnen ledig lassen. Je vollkommener ihre Zeuge seyn werden, desto bekannter und gesuchter werden sie seyn.

Wie viel Landschaften dieses Königreiches sind nicht durch die nach und nach erfolgte Einrichtung verschiedener Kleinen solchergestalt zerstreueten Manufacturen reich und bevölkert worden.

Der Herr Indentant wünschet auch noch, die Edelleute, die auf ihren Gütern wohnen, die Geistlichen und die Bürger, möchten eine solche Gelegenheit ergreifen, ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Wenn sie sich auch mit nichts weiter beschäftigten, als in den Einwohnern Arbeitsamkeit und Handlungsbegierde rege zu machen: so würden sie ihnen dadurch einen nützlichern Dienst erzeigen, als wenn sie die ansehnlichsten Summen unter sie austheilen. Die Materie ist gemein, die Arbeiten sind leicht, sie erfordern keine Kosten, und bringen unschätzbare Vortheile; man hat auch zu hoffen, daß die ersten Entdeckungen sich in der Folge noch vermehren werden, und daß die verschiedenen Künste, zu denen man ordentlich den Hanf gebraucht, dadurch so viel Wachsthum als Vollkommenheit erhalten werden.

Bourges, den 9 Oct.

1755.



* * * * *

VII.

Von Kröten,
die in verschlossenen Steinen
gefunden worden.

Aus dem Gentlemans Magazine 1756.

May 240 S.

Ein Schreiben an den Herausgeber.

Herr Urban.

Ihr Correspondent, welcher eine Nachricht vom Altwick und der dasigen Nachbarschaft in ihrem Mag. für den Hornung 73 S. erteilet, erzählet eine Geschichte, die er außerordentlich nennet, und nicht auf sich nehmen will, zu bestimmen, wie viel davon richtig ist, daß man nämlich bey Zersägung eines Stückes Marmor, oder gehauenen Steines (Hreestone) wie er glaubte, in der Höhle eine lebende Kröte gefunden habe. Man sollte glauben, das Zeugniß verschiedener Schriftsteller, und besonders das Wapen und die lateinische Aufschrift wären für ihn, oder jeden andern, der mit keinen Vorurtheilen eingenommen ist, zulängliche Gründe zu glauben.

Doch

Doch die Möglichkeit durch die Wirklichkeit
 außer allen Zweifel zu setzen, will ich eine Geschichte
 von eben der Art erzählen, die sich im Jahre 1743 zu-
 getragen hat, als ich mich zu Wisbech, in der Insel
 Ely aufhielt, und die ich mit meinen Augen gesehen
 habe. Herr Charlton, ein Steinschneider, welcher
 an dem Ende meines Gartens zunächst am Flusse
 wohnte, kam in mein Haus, und ersuchte mich, zu
 ihm zu kommen, weil er mir eine große Merkwürdig-
 keit zeigen wollte. Der Marmor war gleich von
 einander gesäget, als ich dahin kam, und in der Mit-
 te des Stückes befand sich ein lebende Kröte von
 mehr als ordentlicher Größe. Die Höhlung hat-
 te ziemlich die Gestalt der Kröte, doch war sie etwas
 größer, als das Thier selbst. Die Höhlung war, so
 viel ich mich besinne, von dunkeler gelber Farbe, die
 Kröte selbst aber, war, die Höhlung ausgeschlossen,
 mit verschiedenen Zollen klaren dichten Marmors auf
 beyden Seiten umgeben. Sie schien gesund und von
 ihrem langen Gefängnisse keine Beschwerlichkeit zu
 empfinden. Dieß ist die bloße Begebenheit, von
 der ich vermittelst meiner eigenen Erfahrung völlig
 versichert bin, und ich berufe mich ihrer Wahrheit
 wegen auf Herrn Charlton, der sich iho zu Wisbech
 aufhält.

Die Begebenheit an sich selbst ist unläugbar, ob
 ich wohl nicht im Stande bin zu sagen, wie ein Na-
 turforscher eine so außerordentliche Erscheinung auf
 eine befriedigende Art erklären kann. Ich gestehe
 nach öftern Versuchen meine Ungeschicklichkeit hiezu.
 Zuweilen habe ich mir eingebildet, es könnten ver-

schiedene Gattungen von diesen Thieren seyn, gleichwol hatte diese, die ich sahe, alles Ansehen und alle Farbe einer gemeinen Kröte. Ich vermuthete, eine Kröte würde im luftleeren Raume wie andere Thiere sterben, ob ich wohl nicht weiß, ob man den Versuch angestellet hat. Ich wünschte einige Ihrer gelehrten Correspondenten möchten die Schwierigkeit heben, wie diese Kröte viele Jahre lang hat ohne Nahrung und Luft leben können.

Ihr zc.

Ramsay den 10
März.

J. Whiston.

Ein anderes Beyspiel

von eben der Art.

Den 14 letztverwichenen Junius nahm ich zu **Grosfymouth** eine lebende Kröte aus einem dichten gehauenen Steine, der von **Nutlandshire** war gebracht worden, und folgende Abmessungen hatte: der Stein war vier Fuß lang, drey Fuß, sechs Zoll breit, und einen Fuß, sechs Zoll dicke. Als ich den Stein in der Mitte durchsäget hatte, und seine beyden Theile von einander nahm, bemerkte ich eine Höhlung, ohngefähr sechs Zoll vom Rande des Steines, in welchem diese Kröte lag. Ich nahm die Kröte mit meinem Zirkel aus der Höhle; ich bemerkte nicht, daß sie durch dieses Herausnehmen einigen Schaden

Schaden gelitten hatte. Als sie sich auf dem Erdboden befand, hüpfte sie herum, und starb in weniger, als einer Stunde. Auf dem Rücken hatte sie einen gelben Streifen, welcher seine Farbe änderte, sobald die Kröte starb. Die Höhlung war ohngefähr drey Zoll lang, und fast eben so tief. Ich untersuchte den Stein genau, und konnte nirgends einige Kluft oder Spalte darinnen finden. Das Innere der Höhle war glatt, und sahe wie polirt aus. Zu urkund habe ich dieses eigenhändig unterschrieben.

Den 25sten Julii,
1716.

Johann Malpas:

Ich war zugegen, und sahe die Kröte lebendig, welches ich mit meiner Unterschrift bezeuge.

Peter Hurford,
Mäurer *.

* Aehnliche Beyspiele finden sich in den Abhandl. der Königl. schwed. Akad. der Wissens. 1741. III B. der deutschen Uebers. 285. und in meiner Vorrede. K.



VIII.

F. C. Lessers

Nachricht vom Grasleder.

Im hamburgischen unparteyischen. Correspondenten vom 1752 Jahre, N. 205 gab man von Dresden aus unter dem 19 Dec. folgende Nachricht: Aus Thüringen ist von einigen Orten, wo die Unstrut ausgetreten gewesen, eine Art von Byssus anhero geschickt, und ins hiesige Naturaliencabinet gebracht worden. Das Wasser hat nämlich an den Orten, wo die Unstrut lange gestanden, einen Schaum zurück gelassen, und diesen die Sonnenhitze präpariret, dergestalt, daß daraus eine Art von Flachse, der wie eine Watte aussieht, entstanden ist. Es sind Stücken dabey, die in der Dicke mehr als zween Zoll haben. Man hat ihn auf Art des Schwanenboy tractiret, und ein paar Strümpfe daraus verfertigt. Man hat ihn auch so gut, als baumwollene Dachte zum Brennen und anderm Behufe brauchen können. So weit die Nachricht. Diejenigen, so auf die Begebenheiten der Natur aufmerksam gewesen, haben schon zu andern Zeiten dergleichen angemerket. Als Anno 1736 von Ostern bis in die Mitte des Julii sich fast beständige Regen aus den Wolken herab gossen, ja gar Wolkenbrüche die Last ihrer Wasser in Schlesien herabstürzten, so ergossen sich die Wasser von den Gebirgen in die Flächen des Landes herab, daß

auch

auch die Ober die Dämme ihrer Ufer überstieg, und ihre flüchtigen Fluthen etliche Meilen über Wiesen und Länderey führten. Als aber dieselben sich nach und nach wieder verliefen, blieben auf den tiefen und flachen Feldern noch Sümpfe stehen, welche endlich durch die Hitze der Sonnen ausgetrocknet, eine zäse-richte zähe Haut zurück ließen, welche mancherley Farben waren, und so verb wie Leder, daß man auf der festen Seite darauf schreiben, und sie queer kaum von einander reißen konnte. Der selige Herr Doct. Kundmann schickte mir damals ein Stück davon, als eine Seltenheit in mein Cabinet, welches ich noch aufweisen kann. Billig fraget man, woher diese Watte oder Haut entstehe? Man wird derselben von fließenden Wassern nicht gewahr, sondern nur stillstehenden, so lange gestanden und faul worden; daher mache ich mir von dem Ursprunge derselben folgende Vorstellung, die ich aber nur als eine Muthmaßung angebe, und gern der Wahrheit weichen will, wenn ein oder der andere Naturkundiger, der die Geheimnisse der Natur tiefer einsieht, als ich, mich eines bessern belehren wird. Wenn die ungestüme Raserey der rauschenden Wellen über Wiesen und Wellen hinjagen, so reißen sie allerhand Gräseren, Pflanzen, Blätter u. d. gl. los, und führen sie mit. Diese sind leichter, als das Wasser, und schwimmen daher auf der Oberfläche desselben. Durch das Stillstehen des Wassers geräth dasselbe in Fäulniß, und diese greift durch die Länge einiger Zeit die Gräseren und Pflanzen an, und trennet ihre zarten Zäserchen, von welchen sie zusammengesetzt sind, von einander. Man sieht dieses an den Blättern der Bäume, wenn man Blät-

Blättergerippe machen will, hat man sie über die Zeit faulen lassen, so reißen ihre Dürschgen leicht entzwen, wenn man beyhm Abschälen des Fleisches nicht sehr behutsam verfährt. Auch bey dem Flachse wird man es gewahr. Man legt ihn zu dem Ende in die Röste, daß das Wasser ihn etwas mürbe mache. Faullet er aber darinnen, so werden seine Härlein so sehr mürbe, daß sie leicht reißen. Wenn nun die Zäferlein vom Grase und Pflanzen auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, und es entstehen Winde, deren gewaltsames Blasen auf dem Wasser herrschet, so entstehen davon Wellen, die durch ihr Zusammenschlagen schäumen. Jene wallende Fluthen treiben die Zäferlein hin und wieder, welche aneinander hängen bleiben, wenn sie einander berühren, und der Schaum, der sich darunter vermengt, dienet darzu, sie desto ehe zusammen zu binden, und so entsteht eine solche Watte, dergleichen voriges Jahr in unserm Thüringen an verschiedenen Orten, sonderlich an den Wiesen, durch welche die Unstrut schleicht, nachdem die Gewässer darauf versieget. Wie großen Schaden haben nicht die nassen Feinde gethan? Sie haben den Wiesen ihr grünes Kleid entrißen, und dem Viehe seine Nahrung, daß mancher Hausvater vieles Geld anwenden müssen, andere von andern Orten zu erhandeln, und nicht ohne Kosten von dar heimführen zu lassen. Sie haben die Länderey überschwemmet und zerrissen, daß Ackerherren neue Mühe und Kosten auf neue Bestellung anwenden müssen. Und nichts, als ein solches Gewebe haben sie hinterlassen, das zu nichts nuß zu seyn scheint. Allein wie

wunderbar zeigt sich nicht die anbethungswürdige Weisheit des Herrn der Wasser? Was einigen reichen, oder mittelmäßig begüterten Besitzern der Aecker oder Wiesen zum Schaden gereicht, das hat ärmern zum Vortheile dienen müssen. Diese haben an der zurückgelassenen Watte eine Erndte auf fremden Wiesen und Feldern gehabt. Sie haben sie gesammelt und Geld daraus gelöst, indem sie einige an Frauenzimmer verkauft, welche sie anstatt seidener Watte unter Röcke genehet, einige an Hutmacher, die Hüthe davon bereitet. Andere haben aus den Zäserchen Dochte in die Dellichte bereitet, welche gut brennen, außer daß sie nach Schwefel riechen. Andere haben sie gesponnen, und Strümpfe daraus gestrickt, wiewol sie nicht bey allen zu Unterziehstrümpfen gedienet, da sie einigen schlimme Blasen gezogen.



Inhalt
des fünften Stückes im siebenzehnten
Bande.

- I. Erklärung einer Medaille, die in Siberien in einem Tempel der Ungläubigen ist gefunden worden, woraus man ihre Gesinnungen von der Gottheit und ihre heil. Sprache entdecken kann S. 451
- II. Nachrichten und Anmerkungen aus dem Pflanzenreiche in Georgien 468
- III. Nachricht von denen sich nach und nach verlierenden Münzen der ausgestorbenen Grafen von Hohnstein 519
- IV. Herrn Joh. Jacob Scheuchzers Beobachtungen der Höhen des Quecksilbers im Barometer, welche zu gleicher Zeit auf dem St. Gotthardsberge und in Zürich im Jahre 1728 gemacht worden 533
- V. Von der Verfertigung der Tusche in Sina 541
- VI. Neue Art, den Hanf zuzubereiten, ohne daß Abgang und Kosten vermehret werden 543
- VII. Von Kröten, die in verschlossenen Steinen gefunden worden 552
- VIII. J. C. Lessers Nachricht vom Grasleder 556

